DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR

KUNST UND LITTERATUR

MAI 1903

1909.3834

CHARLOTTENBURG
BUCH- UND KUNST-HANDLUNG
DER EIGENE
ADOLF BRAND & CO.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR, KUNST UND LITTERATUR

HERAUSGEBER: **ADOLF BRAND** o CHARLOTTENBURG.

MAI 1903

INHALT:

Motto von Friedrich Nietzsche o Seite 290 o „Engel mit der Laute", Kopfvignette, nach einer Reproduktion der „Neuen Photographischen Gesellschaft in Steglitz o Seite 293 o „Inseln des Eros" von Adolf Brand o Seite 293 o „Waldfrei" Gedicht von Adolf Brand o Seite 296 o „Die Gemeinschaft der Eigenen", Kunstblatt von Fidus o Seite 297 o „Reigen", Kopfleiste von Fidus o Seite 299 o „Maienglocken", Gedicht von Adolf Brand o Seite 299 o „Kahnfahrt" Gedicht von Adolf Brand o Seite 300 o „Wasserrosen", Kunstblatt von Fidus o Seite 301 o „Flötenspieler". Kopfvignette von Fidus o Seite 303 o „Es soll — —", eine Erinnerung, von Caesareon o Seite 303 o „Alkibiades an der Leiche des Charmides", Szene aus Holger Drachmanns Drama „Alkibiades", aus dem Dänischen übertragen von Otto Wetter o Seite 308 o „Der verlorene Sohn", Kunstblatt von Fidus o Seite 311 o „Die Freundschaft", Gedicht von Schiller o Seite 313 o „Streiflichtchen" von H. Z. o Seite 315 o „Lucifer", Kunstblatt von Fidus o Seite 317 o „Liebeslied", Gedicht von Walter Ehrenfried o Seite 319 o „Ruhender Mars" Schlußvignette nach einer Reproduktion der „Neuen Photographischen Gesellschaft" in Steglitz o Seite 321 o „Verlorenes Glück", Gedicht von R. V. o Seite 322 o „Nebelwanderer", Kunstblatt von Fidus o Seite 323 o „Heinrich Vogeler-Worpswede", Essay von Dr. Hans Bethge o Seite 325 o „An einen Jüngling", Gedicht von Franz Evers, Zeichnung von Fidus o Seite 334 o „Das Plauderstündchen," Novelle von Hanns Fuchs o Seite 337 o „Im Frühlingsgarten", Skizze von Einem Erosjünger o Seite 351 o „Bacchus", Kunstblatt von Guido Reni, nach einer Reproduktion der „Neuen Photographischen Gesellschaft" in Steglitz o Seite 353 o „Bücher und Menschen" o Seite 355 o Anzeigen.

Jahres-Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen zum Preise von **12 Mark** für die zwölf Monats-Hefte, deren Gesamtinhalt 50 Druckbogen umfassen wird. Einzelnummern sind für **1.50 Mark** zu beziehen.

ADOLF BRAND & CO.
BUCH- UND KUNST-HANDLUNG
DER EIGENE
Charlottenburg, Wilhelmplatz 1 a.

INSELN DES EROS

Wir suchen unser eigen Land, das Land unserer Neigung, die Gestade der neuen Menschen, die Gefilde der Seele, die Welt unseres Schmerzes und unserer Freuden.

Wir stoßen unsere Schiffe ab von den Ufern der Wirklichkeit und fahren mit singenden Harfen in endlos-blaue Weiten heimlicher Ahnungen hin, zu den stillen Inseln, die an den Grenzen der Geschlechter in paradiesischer Schönheit blühen, dorthin, wo uns die glänzenden Firnen seliger Freundschaft winken!

Wir sind Verfehmte, Vogelfreie, Gemiedene auf der breiten Heerstraße des Alltäglichen — unnützes, loses Volk in den Augen der Immersatten — Fluchbeladene vor den heiligen Opferaltären rechnender Freiheitspriester — Frevler und Ausgestoßene aus allen Tempeln der Gewöhnlichkeit — Ewig-Unzertrennliche — Ewig-Unverstandene — Ewig-Unbefriedigte, die ihr Glück nur in sinkenden Nebeln schauen!

Wir suchen und irren — Piraten auf dem Meere sinnberauschender Schönheit — Schicksalsgenossen auf dem qualvollen Beutezuge eines schrankenlosen, niegestillten Begehrens, denen der Tod ein stiller Lotse in Siriusfernen trostloser Hoffnungen ist.

Wir suchen und irren und treiben im meergrünen Schweigen auf wollustschwellenden Fluten durch purpurne Nacht.

Unnennbares süßes Leid ist unser höchster Gewinn, ein immer neu aufflammender, allzuschöner Traum unser kostbarster Reichtum.

Wir suchen und irren über grundloser Tiefe zwecklos dahin und erreichen es nie, das Ziel unsrer einsamen Fahrten, die stillen Inseln unserer unersättlichen Sehnsucht, wo keine Galgen des Elends ragen und kein Gesetz der Liebe die Mysterien unserer Freundschaft mit Verachtung schändet! — — — Aber sie leuchten uns immer, die dämmernden Ufer seliger Träume, wo unter blühendem Schutte die Gräber unseres Leibes den Flötentönen schmeichelnder Lieder lauschen, wo uns aus Lilienkelchen trunkene Blicke und schwellende Lippen glühen, Erinnerungsgesichte blendender Jugend und duftender Schöne zu ewigem Bleiben winken . . . . . .

Wir sehen sie wieder, die Gefährten unvergeßlicher Stunden, mit denen wir wie in stillem Wachen durch violenschwüle Haine heiliger Ruhe gleiten, Rosen und Epheu im goldglänzenden Haar, an dunklen Cypressen lispelnder Sehnsucht vorbei, über die stürzenden Wasser der Zeit dem Sternenfrieden der Erfüllung zu.

Wir gehen leise Seite an Seite durch schweigende Felder und trinken die kühlen Wonnen der Vergangenheit. Denn der Augenblick ist kurz, aber die Erinnerung fließt ewig. —

Wir werfen wieder die Anker zu ruhloser Rast und setzen die Boote aus zur Rettung und Mitfahrt. Wir irren unstät am Sonnenstrande des Glücks und suchen nach schiffbrüchigen verwandten Seelen, nach sturmerprobten Kämpfern auf stillen Wogenhöhen stolzer Einsamkeit, die an den letzten Trümmern ihrer Lebenswünsche in Verzweiflung ringen.

Zu den Quellen der Erlösungen geht unsere Fahrt, zu den seligen Tempeln des unbekannten Gottes, dem wir alle dienen!

Wir müssen es finden, das Land unserer Leiden! und fahren mit euch, ihr todeslustigen Sänger heiliger Torheit und Liebe, ihr Selbstpeiniger und Märtyrer eures unerbittlichen Lachens, mit träumenden Segeln in gastfreie Buchten ewiger Schönheit ein!

ADOLF BRAND.

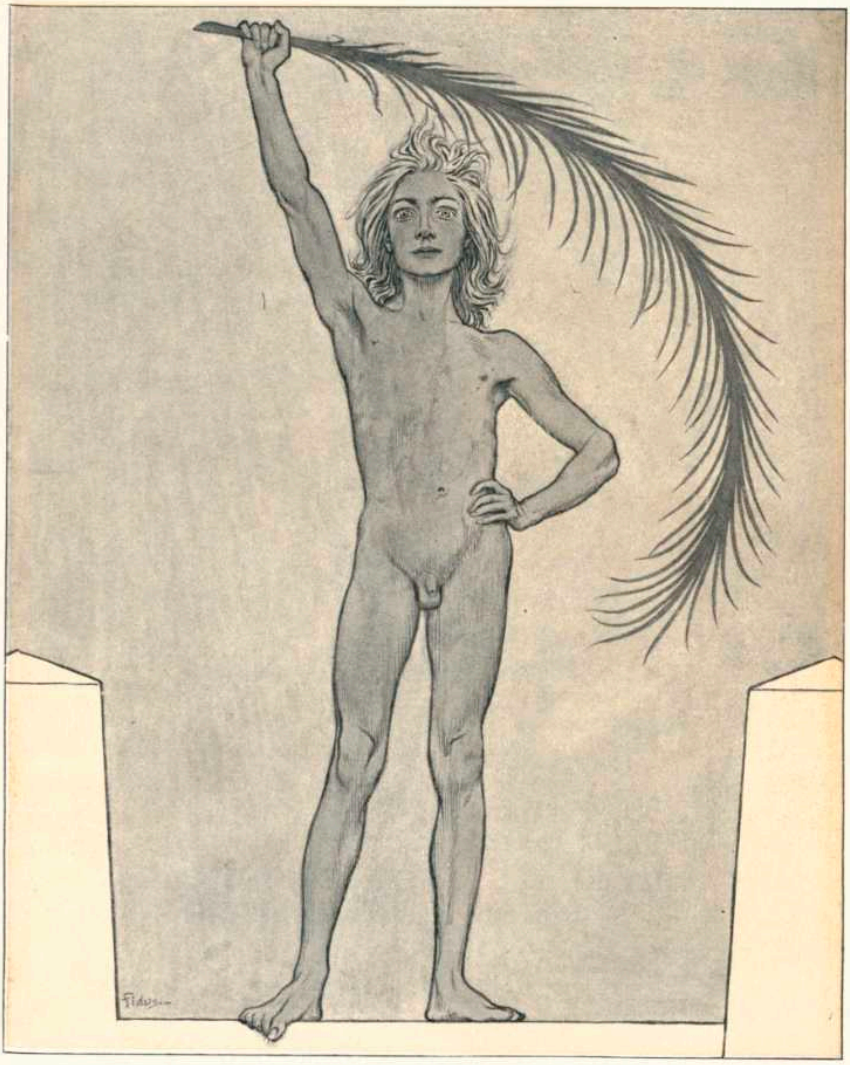
WALDFREI

Ebereschenbeeren leuchten,
Lachen wie Korallen rot,
Und ich nippe Deine Lippen,
Küß trotz Strafe und Verbot!

Erlenhecken uns umdachen,
Plätschernd springt der Bach vorbei,
Murmelt neckend was von Liebe —
Und ich küß Dich: eins, zwei, drei!

Du mein großer, wilder Junge,
Bist mein Sonnenglanz und Ruhm,
Holder Stern in meinen Nächten,
Wegziel dem Zigeunertum!

ADOLF BRAND.



DIE GEMEINSCHAFT
DER EIGENEN

FIDUS

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

REIGEN FIDUS

MAIENGLOCKEN

Was läutet ihr Glocken zum Weltenmai?
— „Wir läuten den ewigen Frühling herbei!“

Was stimmt heut so froh euer bebendes Erz?
— „Wir denken der Siege vom achtzehnten März!“

Wen ruft ihr so ernst heut mit ehernem Mund?
— „Wir rufen die Völker zum Freiheitsbund!“

Was kündet ihr jubelnd von Turm zu Turm?
— „Alldeutschlands Erlösung aus Nacht und Sturm!“

Was klingt ihr so leise durch Anger und Feld?
— „Wir singen zu Grabe die alte Welt!“

ADOLF BRAND.

KAHNFAHRT

I.

Des Abends Schatten schleichen auf den See
Und folgen lauschend unserm kleinen Kahn,
Die Tiefen blicken stumm und rätselvoll —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht. . .

Dort durch den Uferwald kommt still der Mond,
Im Kiefernhaar blinkt bleich sein mattes Gold
Und aus dem Schilfe steigen Nebel auf —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht. . .

Die Wasser glänzen und die Tiefe bebt,
Du siehst mich groß und bang und fragend an
Und meine Pulse pochen sehnsuchtstoll —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht. . .

Die Wellen schmeicheln leise um das Boot,
Die Fluten träumen und die Ruder ruhn,
Der Wind nur zieht uns schweigend stromhinab —
Die Sterne aber sinnen in die Nacht. — — —

II.

Wir fuhren wieder auf den See hinaus
Und wieder sah der Mond so bleich und groß
Und wieder spielt im Rohr der Abendwind.

Leicht glitt der Nachen auf den Wassern hin,
Sie saß am Steuer und ich fuhr den Kahn,
— Du lagst zu ihren Füßen wie ein Kind.

Sie sang und sprach von ihrer Kinderzeit,
Du lauschtest still und tatst mit Worten schön
Und Deine Stimme klang so weich und lind!

An meiner Seite aber saß der Tod
Und zeigte stumm mir mein verblutend Herz
Und meine Ruder jagten pfeilgeschwind. —

Wir stiegen aus und ihr gingt dann allein
. . . Und als mein Herz verblutet war im Wald,
Sang in den Blättern noch der Abendwind. —

ADOLF BRAND.

WASSERROSEN

FIDUS

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

ES SOLL — — —

Eine Erinnerung

Es soll Menschen geben, die nur einmal lieben, — nur einmal in einem langen Leben!

O einmal nur lieben — und dann —? dann, wenn diese Liebe nur kein Leben umfaßt, — wenn sie nur ein Rausch ist von Stunden, von Tagen, dann — was dann —?

Menschen, die dann nie mehr lieben, nie mehr —: die soll es geben.

Es soll auch Menschen geben, die dann sterben — Menschen: „die sterben, wenn sie lieben.“ —

— —

— —

O Walter, mein lieber guter Walter, wie seltsam war es doch, daß wir uns fanden, — wie seltsam, daß wir uns treffen mußten —: du und ich. Wie seit Jahren abgezählt waren unsere Schritte, damit wir just in jenem Augenblicke aufeinanderstießen. Wie seltsam!

Wir waren für einander bestimmt, wir hatten uns geahnt und allgewaltig zogen unsere Sympathien uns aneinander, — uns nicht

kennend fanden wir uns als Bekannte. Es konnte kein Verfehlen geben, wir mußten uns finden.

In einem fremden Hause, in dem fröhlicher Trubel lustige Menschen vereinte, auf der breiten Treppe, auf der ohne Unterlaß Menschen herauf- und hinabströmten, fremd an sich vorübergehend, da — Walter — sahen wir uns zuerst. Du und ich, wir beiden Einsamen: du mit deiner feinen, zarten Jünglingsseele, die die Allgewalt der Liebe noch nicht kannte, dem Leben noch so fern, so rein noch von den Leiden und Wirrsalen dieses Daseins, so unbeschrieben und geheimnisvoll in deinem Wesen, — du Walter, mein junger, geahnter Liebling mit den großen, milden Augen, die erwartend wehmütig wie in Tränen lächelten, gleichwie dein Mund, der schweigend im Spiele deiner Lippen doch von den geheimen Ahnungen deiner jungen Seele plauderte. O Walter, du und ich: ich ein Wissender, ich, der müde von tausend Irrfahrten durch die Mysterien unseres Seins nur zuweilen an friedlicher Stätte der Erholung landend, durch alle Stürme der Enttäuschung und des Leides sich die Freude an der Schönheit als heiligstes Gut, als Letztes aus den Trümmern eines versunkenen Glaubens rettete. O Walter du und ich: die beiden Pole, die einander zustreben, der Eine im Anderen seine Ergänzung findend — auf jener fremden Treppe, da stießen wir auf einander, geheimnisvoll erfaßt von dem gleichzeitigen Bewußtsein der Bedeutung dieses Findens.

Ich schritt hinab — du kamst herauf. Wir stießen auf einander mit unseren Blicken, die sich dann nicht wieder lösten.

Rings um uns eilende, lachende Menschen; wir: regungslos wie gebannt, ansehend einander, wie tief in Erinnerungen suchend, in Träumen suchend — wo wir uns schon sahen, wann, wie oft, — ob es gestern war, ob vor einer Stunde, — ob wir seit immer uns kannten, nie von einander gewichen wären, — ob, ob — — — —

Wir sahen uns nie vordem!

Deine Blicke ließen durch das Kindliche ihres Ausdruckes deine Sehnsucht schimmern, dein Verlangen dich an mich zu klammern mit deiner heißen, reinen Seele, mit deinem jungen Leibe, — deine Blicke drangen in meine Seele wie ein geheimes Feuer, doch in Flammen so rein, so heilig, so voll ahnender Seligkeit und voll flehender Hoffnung. O mein Walter, mein lieber kleiner Walter!

Deine Blicke lösten sich nicht, aber du tratest an meine Seite wie durch unsichtbare Fesseln an mich gezwungen. In deinen Blicken gabst Du dich mir, betend, daß ich dich nehme.

Wir schritten zsuammen hinab, — in die klare Nacht hinaus — schweigend, wie um erst ganz das Wunderbare dieses Findens zu fassen. Wir gingen Arm in Arm, Blick in Blick, ganz beseligt von den wonnigen Schauern dieser jungen Liebe. Was sollten wir uns auch sagen, kannten sich unsere Seelen doch schon seit ewig — — — ? — hatten unsere Augen nicht schon genug gesprochen — — — ?

So schritten wir zusammen dahin, stundenlang, nicht an die Zeit denkend, an Nichts denkend!

Du botest mir deine Lippen zum Kusse, wir küßten uns — küßten uns, du mich, ich dich; — O, deine Lippen, mein Walter, die süßen Pforten deines rosigen Mundes, der so fein die Regungen deiner Seele verschwieg, weil das Geheimnis des Kusses ihm beredter dünkte, als die Sprache, in der wir von allen Dingen reden. Und es war doch so seltsam, daß wir uns fanden.

War es nicht ein Ereignis — wie ein Markstein unseres Lebens, nicht die Erfüllung von Hoffnungen, nicht ein endliches Ziel von Ahnungen — — —?

Und uns — Walter — uns! war uns nicht, als hätten wir eines Berges ragenden Gipfel erklommen, die reine Luft der Höhe atmend, den Sternen so nahe, den goldigen — — —?

— —

Morgendämmerlicht, fahl und blaß, stieg herauf —, wir trennten uns: Die Sterne verloschen langsam wie von zarten Schleiern gedeckt, ab und zu noch aufblinkend, als wollten sie mit ihrer nächtlich goldigen Poesie das weiße mitleidlose Licht der Sonne überstrahlen.

Doch deine Sterne, Walter, die wunderbaren, denen die reine Jünglingsseele Lichtspenderin ist: die Sterne deiner geliebten Augen, die leuchteten noch, blinkten fort in den jungen Morgen hinein, frohlockend und jauchzend.

— —

— —

Nach diesen seligen Stunden unserer ersten reinen Freuden sahen wir uns lange Zeit hindurch so oft, fast täglich. Oft schritten wir an jenem ersten Abende Arm in Arm, Blick in Blick, freudetrunken durch helle Sternennächte wie in zarte Märchenschauer oder in wonnige Träume versunken. Oft auch trafen wir uns an stiller, trauter Stätte und offenbarten uns die geheimsten, ungeahntesten Regungen unserer Seelen. Oft auch, o mein Walter, saßen wir in dem lauschigen Garten des stillen Wirtshauses draußen vor dem Tore, immer am gleichen

liebgewonnenen Plätzchen, in der stillen Laube. Wilder Wein umrankte uns traulich.

Dort war es auch, wo ich dir zuerst sagte, daß wir scheiden müßten, scheiden — nicht für immer, o mein Gott, nein — für eine unbestimmte Zeit. Ich sagte dir, daß Pflichten mich abriefen in ein fernes Land. Ich sagte es dir so schonend zärtlich, so liebevoll.

O, mein armer kleiner Walter, zagend sah ich dich an —

Die holden Rosen deiner sammetweichen Wangen erbleichten, als ob ein kalter Winterschauer Schneeflocken über blühende Gärten breitete. Um deine Lippen, die holden, zuckte verhaltener Schmerz, das Innerste deines jungen Herzens wühlend. Du versuchtest ihn niederzuzwingen — umsonst.

Von deinem Weh ergriffen, in meiner Seele deinen Jammer fühlend, neigte ich mich zu dir, deine Augen schlossen sich, deine edlen feinen Lider bargen Tränen, große, heiße Tränen, die sie nicht halten konnten, die dann wie schwere Perlen an deinen langen Wimpern hingen bis sie herabfielen auf deine bleichen Wangen — späte, müde Rosen, auf denen der Herbsttau stand.

Und ich küßte den Tau von den bleichen Rosen, — die heißen Tränen von deinen Wangen. Du schlugst die Augen auf, die wehmutschweren — und neigtest deine Wange an die meine, wir weinten beide.

— —
— —

Dann kam das Scheiden.

Walter, o du lieber, süßer Freund! Deine Hand lag zitternd in der meinen, deine Blicke schienen mich zu umklammern, fiebernd, wirr in Herzensangst, in namenloser — wie wenn ein Sterbender mit glühenden Lippen flehend noch das Leben halten will, das entschwindende. —

O Gott, das Leben! Wie es uns leiden macht und — wie wir es lieben, o wie wir es lieben!

Und ich fühlte, daß ich dein Leben war!

Ich tröstete dich — „Walter, lieber, lieber Junge, wir sehen uns ja wieder!“

„Ja, ja,“ sagtest du mit einem so seltsamen Lächeln — „ja, ja, wir sehen uns wieder!“

Dann sprachen deine Lippen jene letzten teuren Worte, die ewig in meiner Seele nachklingen werden:

„Wir sehen uns wieder — — —! Du gehst in ein fernes, schönes Land, neuen Freuden entgegen, du wirst nicht einsam sein. Alte Freunde wirst du wiedersehen. — Ich habe niemand! Zu niemand sprach ich von meiner Liebe — von dieser seltsamen —, denn ich habe sie nie vordem gefühlt. Nie wußte ich, daß es Wonnen gibt wie diese — und ein Leid wie dieses —! O mein lieber Freund! Ich fühle es, wie alles in mir sich zum Sterben neigt, da du scheidest. In dir — o du Geliebter — erkannte ich mich und deine Seele wurde das Heim meiner Hoffnungen — wurde „mein" Heim. Nun gehst du und in dir verliere ich alles — alles —. Sieh', ich bin anders als du, ich bin arm gegen dich. Ich fühle es am Versinken meiner Kräfte, daß alles in mir erschöpft ist, alles, alles — —. Nach dir: nichts mehr! O tröste mich nicht!"

— —
— —

Zwei Jahre vergingen. Wir schrieben uns anfangs oft. Es wollte mir scheinen, als wärest du gefaßt und zuversichtlich geworden und ich lebte in der frohen Hoffnung, daß dein Lebensschmerz sich gemildert habe.

Später schriebst du seltener. — Plötzlich überraschte mich ein Brief voll herzzerreißender Klagen und bitteren Grames. Ich tröstete dich aufs Neue mit aller Zärtlichkeit.

Erst nach langen Wochen traf eine beruhigende Antwort ein. Du schriebst mir, daß du leidend gewesen seist und batest mich, dir deine Ungeduld zu vergeben.

— —
— —

Ich kehrte heim.

Nun wollte ich wieder liebkosend über deine blonden, weichen Locken streichen und deine Wangen küssen, die nun wieder aufblühen sollten wie Rosen im Frühlingstau, so frisch und lachend. Ach wie freute ich mich!

— —

Zu spät!

— —
— —

Menschen, die ein Glück, dem sie begegnen, vernichtet — Menschen, die nur einmal lieben, nur einmal und dann nie mehr, — Menschen, die an Liebe sterben — ja, die soll es geben, — — soll es geben.

— —

ALKIBIADES
AN DER LEICHE DES CHARMIDES

Szene aus dem 1. Akte von Holger Drachmanns Drama „Alkibiades"

(Auf der Agora von Athen, nachts. Charmides ist von Phaiax, dem Nebenbuhler des Alkibiades um die Gunst der Hetäre Timandra erschlagen worden. Alkibiades verfolgt den Mörder; zurück bleibt Axiochus, der Onkel des Alkibiades, ein Lebemann).

Axiochus.

Da liegst Du nun Charmides! So schnell in Hitze — und nun so plötzlich abgekühlt. Na! Morgen werden alle Hetären Athens in Sack und Asche liegen um Dich. (zu Alkibiades, der zurückkommt). Hast Du ihn erwischt?

Alkibiades.

Wie Hektor konnt er laufen!
Und meinen Patroklos? — Erschlug er ihn? (beugt sich nieder).
So sprich doch Freund, mein Waffenkamerad!
Stier mich nicht an mit diesen kalten Blicken.
Ich liebte Dich, mein tapfrer Zeltgenoß;
Ich liebt im Lager Dich und hoch zu Roß,
Und wenn im Kampfe, Rücken gegen Rücken,
Der Feinde Ansturm trotzig wir ertrugen. —
Warst Du mir Mann, so unter Mannes Wille,
Gab ich als Weib mich Deiner Liebe hin!

Axiochos.

Toten Mannes Ohren hören nicht! Was frommt ihm da noch eine Liebeserklärung.

Alkibiades.

Ach! Der herrlichste Jüngling Athens war er; das Kunstwerk der Götter.

Axiochos.

Große Trauer schafft Übertreibung. Du vergißt Dich selbst.

Alkibiades (wirft sich über die Leiche).

Charmides — mein Charmides!

Axiochos.

Sieh da kommt Timandra. Wirf doch ein Auge auf sie zur Abwechslung!

(Der Tag beginnt zu grauen, Timandra tritt vor).

Timandra.

Wir wollen Frieden schließen — Alkibiades!

Alkibiades.

Du hast kein Herz; hast nur ein schönes Haupt.
Für Mitgefühl doch ist darin nicht Raum.
Es birgt die weiße, hoheitsvolle Stirne
Nur eine vollbeschriebne Rechentafel,
Worauf nach ihrem Zahlenwert geordnet,
Der Reihe nach, die Freunde Du geschrieben.
Geh heim, und salbe Dich mit Wohlgerüchen;
Die Wange schminke, doch nicht länger weile,
Wo, wie die Wahrheit schminkelos, mein Freund
Nun totenbleich zum Hades niedersteigt!

Timandra.

Wir zwei, mein Alkibiades, wir gleichen
Vielmehr einander, als Du selber denkst.
Mir spreche nicht von Schminken und von Salben,
Von Schönheitsmitteln, die wir beide nützen,
Zu mehren beide unsrer Reize Zahl;
Zu fesseln unsre Freunde, Männer — Frauen,
Und zu zertreten unsrer Neider Tücke! —
Doch wenn vom Herzen Du mir sprichst, so wisse:
Ihm schenktest Du das Deine, mir nur Gold;
Und diese Brust ist dennoch, ach so voll,
So voll von Liebe und von Mitgefühl,
Daß ich nun schöpfen kann aus meinem Reichtum,
Und spenden ihm, dem Eigner Deines Herzens.
(Sie löst die Blumen von ihrem Gewand und kniet nieder).
Hier streu ich Blumen vor dein Götterbild;
Aus jedem Blütenkelch fällt eine Träne,
Und jedes Blatt ist duftdurchtränkte Sehnsucht.
(streut Blumen)
So ruhe nun Charmides, ruhe sanft;
Den Hügel häuften Dir Timandras Gaben,
So voll von Duft, daß sie mit Eos Röte
Des Todes Wangen selbst in Flammen setzten.

Alkibiades
(reißt sich den Kranz aus dem Haar).

Hörst Du, was sie sagt Charmides? Soll ich mit einer Hetäre wettteifern? — Wohlan! Sieh, hier sind zerrissenen Herzens Worte für jeder gebrochenen Blume Blatt. Ich streue sie auf Deinen schönen

Leib, und Attikas Gärten werde ich plündern, auf daß in des Frühlings ganzen Wohlduft mein toter Freund sein Haupt versenken mag.

(Die Freunde des Alkibiades mit Hetären und Flötenspielerinnen treten auf).

Axiochos.

Da sind sie schon, alle öffentlichen Anlagen!! Pflücke sie nun.

Alkibiades

(entreißt den Weibern Kränze und Blumen; dergleichen tun die Freunde. Sie bestreuen den Toten).

Nun stimmet den Trauermarsch an, Flötenspielerinnen; ihr aber, Freunde, hebt ihn auf und traget ihn sanft. — Eine Leichenfahrt wollen wir ihm bereiten, von der ganz Athen sprechen soll!

Polemarch.

Wo sollen wir Charmides hinbringen?

Alkibiades.

Heim!

Thrasybulos.

Doch nicht so — in nächtlichem Aufzug? — Des alten Vaters Herz möchte darüber brechen.

Alkibiades.

Heim zu mir!

Axiochos.

Und Hipparete? Bist du ihres Dankes auch gewiß für solch besonderlich Schauspiel?

Alkibiades.

So tragt ihn nach Timandras Haus!

Timandra (froh).

Zu mir? Meiner Fürsorge willst du ihm vertrauen?

Alkibiades.

Erweise ihm, wenn du mich wirklich liebst,
An meiner Statt die letzte, hohe Ehre.
Und für den Obolos, das Frachtgeld Charons,
Drück deine Lippen auf den kalten Mund,
Daß unser Freund, erwachend, mag sich wähnen
Von Aphroditens Armen sanft umschlungen.

(nimmt einem der Weiber die Lyra)

Nun schreitet dreimal um Apollos Bild
Und hebet sachte nur die zagen Füße
Zu traurig süßer Flöten Tränensang! —
Ob nur der Morgentau die Wangen feuchtet? —
O, du, noch jüngst so morgenfrisch und froh,
Dir weih ich jetzt des Todes Abendhymne!

Aus dem Dänischen übertragen von OTTO WETTER.

DERVERLORENE SOHN FIDUS

Universitäts-
Bibliothek
Bern

DIE FREUNDSCHAFT

Freund! Genügsam ist der Wesenlenker —
Schämen sich kleinmeisterische Denker,
Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele.
Hier sah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthenbahnen ziehn —
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geistersonne strömen,
Wie zum Meere Bäche fliehn.

Wars nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ewgen Jubelbund der Liebe
Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an Deinem Arm — o Wonne!
Wag auch ich zur großen Geistersonne
Freudigmutig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! Dich hab ich gefunden,
Hab aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist Du —
Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen schütteln;
Ewig fliehn sich unsre Herzen zu!

Muß ich nicht aus Deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Wiederstrahlen saugen?
Nur in Dir bestaun ich mich —
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freunds Gebärde,
Reizender der Himmel sich.

Schwermut wirft die bangen Tränenlasten,
Süßer von des Leidens Sturm zu rasten,
In der Liebe Busen ab;
Sucht nicht selbst das folternde Entzücken
In des Freunds beredten Strahlenblicken
Ungeduldig ein wollüstges Grab?

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt ich sie —
Meine Klagen stöhnt ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Tor genug! der süßen Sympathie.

Tote Gruppen sind wir — wenn wir hassen;
Götter — wenn wir liebend uns umfassen!
Lechzen nach dem süßen Fesselzwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griechschen Seher,
Der sich an den letzten Seraph reiht,
Wallen wir einmütgen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ewgen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit. —

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Selge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

SCHILLER

STREIFLICHTCHEN

Diejenigen, die vorgeben, die Scham gepachtet zu haben, sind gewöhnlich die Schamlosesten.

*

Wer mit dreckigen Augen herumläuft, auch wenn er dabei sich mit einem Vorrecht brüstet, wird statt Helena in jedem Weibe eine Metze erblicken.

*

Den Walkürenritt mitgemacht zu haben, schützt noch lange nicht vor einem Bußrequiem, so wenig, wie die diebische Elster vor dem Stabat mater.

*

Allen denen, die im Himmelreich des Körperlichen nicht die Hintertürchen für ihre verlogene Legitimation finden, wie an den „Pforten" der klerikalen Seligkeit, ist die Schönheit eine Ketzerin.

*

Mit den Hausierern der Frömmigkeit läßt sich nicht rechten: sie übersetzen das Faustbekenntnis stets in die Worte: „Geschäft ist Alles, umnebelnd Laienhirn! —"

*

Vom Feigenblattfabrikanten zum Gummiwarenlieferanten ist nur ein halber Schritt, nicht einmal ein ganzer.

*

Die verdorbene Phantasie ganzer Zeitalter hat sich mit all ihren Opfern bei denen zu bedanken, die als Lehrmeister der Sitten unsittliche Sittlichkeit predigen.

*

Die Natur wird erst dort bedenklich, wo sie ihre Besserwisser zum Narren hält.

*

Dem Unreinen ist Alles unsauber, blos nicht die Anmaßung der Impotenz, öffentliche Moralgesetze feilzubieten.

*

Die Neugierde ist eine natürliche Stufe der Wissensfrucht: aber die Moralisten sorgen dafür, daß sie nie aufhört, im Trüben zu fischen und nie sich erlaubt, den Sündenfall der Erkenntnis zu begehen!

*

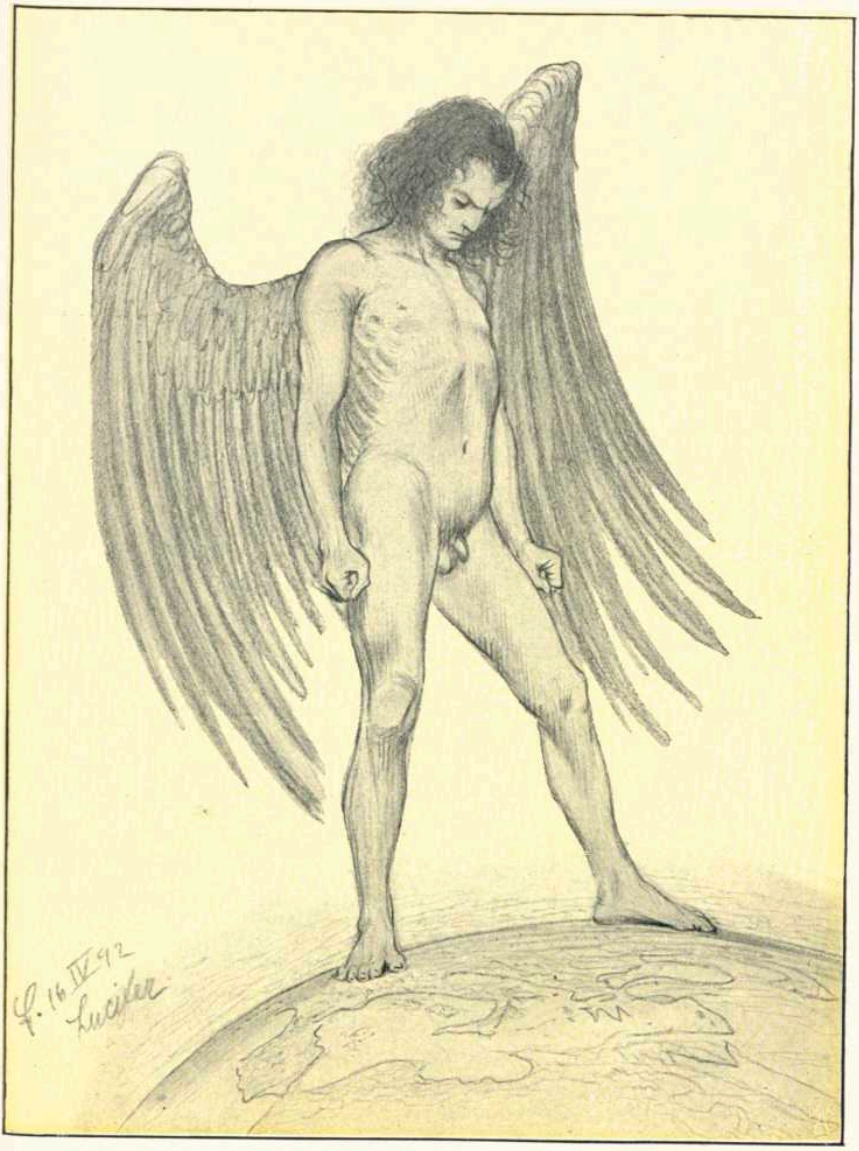
Nicht die unreife gemeine Sinnlichkeit geniert die hierarchischen Diplomaten, sondern jene erwachsene, mündig gewordene Erlaubnis der Augen und Ohren, welche zur Selbständigkeit der Sache führt! Die klerikale Politik weiß überall in Praxis den gemeinen Trieben der Masse gegenüber ein Auge zuzudrücken — auch wenn sie sie in der Kanzeltheorie verdammt — auf Zusicherung genügender Gegendienste, zu denen sich nichts geeigneter erweist, als die approbierte Rückständigkeit von Herz und Hirn. —

*

Um den Menschen im blinden Gehorsam und in der dazu geeigneten Ohnmacht zu erhalten, gibt es kein besseres Mittel, als ihm sein Wachstum zu verdächtigen.

*

H. Z.



LUCIFER

FIDUS

Universitäts-
Bibliothek
Bremen

LIEBESLIED

Liebst Du den Leib, liebst Du die Seele? Sprich!

Ich weiß es nicht, allein ich liebe Dich!
Ich liebe Deines Mundes stumme Pracht,
Des eilgen Herzens rotbewerte Wacht
Und seiner Worte buntbewegte Schar
Und Deine Krone, Dein gekraustes Haar,
In dessen glänzend goldbeschwertem Blond
Sich zwanzig Jahre schon die Sonne sonnt
Und ihre reinsten Strahlen drin verliert;
Ich liebe Deine breite Brust, geziert
Mit Purpur und wie eine Brünne blank
Und Deine Füße, stolz und stark und schlank.
Dir strahlt der Stirne Adel wie ein Stern,
Wild und beständig, allem Staube fern,
Und Deiner Augen klares Feur erhellt
Die formlos finstre gramverwahrte Welt
Mit also süßem Licht, daß jeder Hauch,
Der los sich löst aus ihrer Nebel Bauch,
Und drohend her zu Deinem Antlitz weht
Entsetzt sich flüchtet oder untergeht:
Des Riesen Grimm wird Dir ein seufzend Nichts;
Ja, Du bist Heim und Quelle alles Lichts
Und alles Muts, der jemals Kampf begann,
Und Anmut, welche Keiner lernen kann.
Denn ob Dein Haupt sich lächelnd zu mir neigt,
Ob Deine niegeküßte Lippe schweigt,
Ob es vergessne Paradiese gibt,
Dich lieb ich mehr, als je ich mich geliebt!

Ob deshalb meine Seele singt und klingt,
Weil ihm das kühne Auge Nahrung bringt,
Da Du durch Zufall, der kein Zufall ist,

Von allen Schönen hier der Schönste bist?
Wohl fühlt und weiß des Blutes dunkler Schlag:
Rings ruht die Nacht und frißt den jungen Tag,
Doch alle Deine Pracht wär längst verlebt,
Wär Deine Seele nicht hineingewebt,
Hineingewirkt, hineingewachsen, wie
In bunter Töne Tanz die Melodie.
Wenn Aug in Auge, Lipp in Lippe dringt,
Wenn Dich mein Arm in heißer Kraft umschlingt
Und ohne Worte wild Dein Haupt umfaßt,
Wie leicht, wie lieb schien mir des Lebens Last,
Weich seine Hand wie weißer Tauben Flug
Und kühl sein Brand und selig sein Betrug:
Leib ist und Seele wunderbar verschränkt,
Du hast mir, was Du scheinst und bist, geschenkt!

Und ob mein Blick Dich niemals rein ersah,
Bin ich verwandt mit Dir und ewig nah;
Mögen die Tage enden und das Licht
Zur Nacht sich wenden: Dich verlier ich nicht!
Denn suchen werd ich nach Dir ohne Rast
Und wie die Sonne den Demanten faßt,
Werd ich Dich finden, wenn als dunkler Tau
Du traurig ruhst in tiefer Schluchten Grau;
Mein starker Tritt wird krachend Dich befrein,
Wenn trüb Du lächelst durch des Eises Schrein;
Schläfst Du als Echo an der Alpen Tron,
Ich wecke Dich mit jubelnd hellem Ton;
Birgt Dich als Knospe schwarzer Zweige Reich,
Ich schmeichle Dir mit Lenzluft warm und weich,
Wärme die rauhe Rinde bis ins Mark,
Bis Du hervorbrichst königlich und stark.
Wo Dich mein Auge sieht, da bin ich Dein,
Was mir alsdann geschieht, ich geb mich drein! —
Du bist dem Herzen, das Dich ganz versteht,
Wie eine Sonne, die nicht untergeht!
All meine Liebe hat das heiße Blut
Zu Stahl gehämmert, der im Herzen ruht,
Zu Licht entflammt, daß Dich und sich erfreut,
Zur Blum entfaltet, die sich stets erneut!

Wohin die Jahre all versunken sind,
Die langen, weiß ich nicht, geliebtes Kind;
Doch jeder ihrer Augenblicke war
Erfüllt von Dir und trug bekränztes Haar,
Zog zarten Zauber rings um mein Revier,
Nicht unter Menschen lebt ich, nur mit Dir!
Als Gabe ließ die tote Zeit zurück,
Was unvergänglich Dir und mir: ein Glück. — —
So ward ich reich! Ist auch der Herbst verdorrt,
Es schläft ein Lenz in dürren Ästen fort,
Und in uns wogt und wärmt und rollt und ruht
Der Sommersonne unzufriednes Blut.

WALTHER EHRENFRIED.

RUHENDER MARS

VERLORENES GLÜCK

Ich ging wohl über die Heide
Im Sternendämmerschein;
Ich dachte, wie einst wir beide
Hier wandelten zu zwein.

Es wallte der weiße Nebel
Empor aus Wald und Moor
Und hüllte Busch und Gräser
In zarten Silberflor.

In zauberhaftem Weben
Erstieg Dein teures Bild
Zu geisterhaftem Leben,
Das nie mein Sehnen stillt.

Du bist von mir gegangen,
Zu suchen neues Glück,
Und hältst mich doch gefangen,
Kehrst Du auch nie zurück.

Ich ging wohl über die Heide,
Durchs tauige Gräsermeer. —
O, ewig wehes Scheiden,
Grausames Nimmermehr! —

R. V.

NEBELWANDERER

FIDUS

HEINRICH VOGELER-WORPSWEDE

Heinrich Vogeler gehört jener kleinen Gruppe von Malern an, die sich in dem niedersächsischen Moordorf Worpswede am Weyerberg, unweit Bremen, niedergelassen haben, um ihre Talente aus der ruhigen und innigen Vertiefung in eine an intimen Schönheiten reiche Natur sich entfalten zu lassen. Diese Maler sind Fritz Mackensen, der Grüblerische; Otto Modersohn, der Träumerische in der Landschaft; Fritz Overbeck, der Wuchtige; Hans am Ende, der Klare; Carl Vimmen, der Farbenreiche; Heinrich Vogeler, der Poet. Er und Mackensen bilden die beiden konträren Endpunkte der Gruppe.

Mackensen, ein Psycholog, derb, potenziert, männlich, schöpft sein Können lediglich aus intimer Beobachtung. Er ist ein Realist von ernstem Charakter; seine Menschen sind reif und haben zumeist die Mühen des Lebens gekostet. Seine Landschaften sind herb. Er hat hervorragende malerische Qualitäten. Die lyrische Note befindet sich in seiner Kunst so gut wie nicht.

Sein Gegensatz ist Heinrich Vogeler.

Am Fuße des Weyerbergs, dicht vor dem Wald, liegt ein altes, weißgestrichenes, niedersächsisches Bauernhaus. Sein Besitzer hat es im Laufe der Jahre nach seinen Neigungen umgebaut. Er hat eine trauliche Mansarde daraufgesetzt, im Geschmack des Empire, und sie mit dicken weißen Urnen flankiert. Er hat eine freundliche weiße Estrade vor das Haus gebaut, um die sich im Sommer rote Rosen ranken, und sie wiederum mit den geliebten weißen Urnen geschmückt. Grüne Läden hängen vor den niedlichen Fenstern, die besetzt sind mit altmodischen Blumen. Vor der Tür und zu Füßen der Estrade stehen steife Oleander- und Lorbeerbäumchen.

Der breite Haupteingang zu diesem altväterlichen Haus liegt auf der einen Giebelseite und ist von den mächtigen Kronen zweier Kastanienbäume beschattet. Betrittst Du die kühle, geräumige Diele, so siehst Du ringsher auf den Gesimsen alte Geräte aus Zinn und andere Zieraten in den Formen der Vergangenheit prangen, schöne, anheimelnde Sachen, alten Familien in der Worpsweder Gegend entstammend. Hier zur Seite kommst Du in ein winziges, reizendes Zimmerchen, das den kleinen Bücherschatz des Bewohners birgt. Dort geht es in eine stille Stube mit seidenen Tapeten und Mahagonimöbeln aus der Zeit des Empire. Lugt Dein Auge durch die niedrigen Fenster, so sieht es in einen bunten Blumengarten, der wiederum die altmodischen Neigungen seines Pflegers errät, und hinüber zu den schlanken Räumen und hängenden Zweigen jungfräulicher Birken.

Hinter dem kleinen Bücherzimmer geht es in ein Atelier. Es kann geschehen, daß Du laut auflachst, wenn Du die Schwelle überschreitest, weil Dir irgend eine große übermütig gepinselte Kapriole entgegenschaut, ein riesiges rotes, blutendes Herz etwa, mit dem Pfeil der Liebe hindurch, oder ein Männchen oder Schäfchen aus einer Spielzeugschachtel oder Ähnliches. Aber es kann auch geschehen, daß Dir plötzlich ist, als trätest Du in einen freundlichen Raum des Friedens ein, wenn nämlich vor Dir auf der Staffelei ein Bild in maienzarten Farben sich erhebt, ein Hain von Linden und blühenden Rosen, darin am Rande eines Bächleins, weit von der Welt und ihrem Lärmen entfernt, zwei junge Menschen in der Umarmung der Liebe wandeln. — Das Atelier zeugt von der vielseitigen Beschäftigung seines Bewohners. Man sieht da Kupferplatten mit begonnenen Radierungen; Kohlen-, Feder- und Bleistiftzeichnungen; Studien in Öl; Blumen, Zweige und bunte Gräser; Entwürfe zu Möbeln, zu Teppichen, zu Buntpapieren, zu Tapeten; Zeichnungen für Buchschmuck und solche für Stoffe und Gewänder. Hier hängt eine Guitarre

und ein ewig geöffnetes Klavier. Schaust Du aber durch die Fenster hinaus, so siehst Du wieder die lieblichen Zweige der Birke schwanken, des Mägdleins unter den Bäumen.

Das weiße Haus am Weyerberg ist der Barkenhoff und sein Bewohner der Maler Heinrich Vogeler.

Mackensen ist der Worpsweder Charakterist, Vogeler der Worpsweder Dichter. Er betrachtet die Welt und ihre Menschen nicht mit den Augen des psychologischen Beobachters wie jener, sondern vor allem mit einem reichen poetischen Empfinden. Seine Landschaften sind Stimmungen mit dem vertieften Gehalt der mannigfachen Worpsweder Motive. Er ist nicht der Mann der gewaltigen Stimmungen, wie wir sie von Overbeck und Modersohn kennen. Er lebt sich nicht in den Aufruhr hinein, er sucht nicht das Gewaltige der Natur zu bannen, wir haben keine Moorbilder, vom Sturm zerpeitscht, oder drohende Wolkenmassen von ihm, oder Gewitter, die über den Weyerberg ziehen, Bilder, wie eigentlich alle anderen Worpsweder gemalt haben. Nein, seine Landschaften sind idyllisch, sanft, Friedensbilder. Er liebt vor allem den Frühling und liebt ihn mit seinem ganzen schwärmerischen Herzen. Birke und Linde stehen ihm von den Bäumen am nächsten. Besonders die dünnen Stämme und Zweige der Frühlingsbirke hat er immer wieder mit zarten Mitteln gedichtet. Die Linde verwendet er gern als dekorativen Hintergrund bei figürlichen Darstellungen. Vogelers Frühlingsbirken, die eine sehr persönliche Note haben, sind äußerst charakteristisch für ihn. Sie sind fein und schlank und muten zuweilen wie lebende Wesen an, wie junge blasse Menschen mit träumenden Häuptern, die im Frühling stehen und seinen Segen auf sich niedergehen lassen. — In dem Grün der Wiesen, das er malt, blühen die bunten Blumen des Frühlings, Krokus, Tulpen, Margueriten und gelbe Butterblumen. Den für die Worpsweder Landschaft bezeichnenden Kanälen und flachen Ufern der Hamme begegnen wir auch bei ihm. Er liebt es, lange, dunkle

Kähne mit ruhig emporragenden Segeln langsam auf dem schmalen Wasser dahintreiben zu lassen, wodurch eine bedeutende dekorative Wirkung erzielt wird. Das niedersächsische, strohbedeckte Bauernhaus mit seinem weißlichgrauen Kalk- oder roten Backstein-Wänden fehlt nicht. Die Stilisierungen greifen auf eine freundliche Vergangenheit zurück. So sehen wir Häuser, für die der Barkenhoff vorbildlich war, oder wie wir sie noch aus unserer Kindheit her von den Gärten unserer Großeltern kennen. Die Farben sind meist weich, licht und milde, zuweilen von reizvoll gebrochenen Tönen.

Der Accent von Vogelers Bedeutung liegt nicht in der Landschaft als solcher, wie bei den anderen Worpswedern, mit Ausnahme Mackensens. Vogeler interessiert da am meisten, wo er figürliche Darstellungen in die Landschaft hineinbringt; da, wo er sie mit dem Fühlen still in ihr wandelnder Menschen vermählt. Die Menschen sind nun, zumeist, wie die Landschaften selbst, Geschöpfe des Frühlings.

Vogelers Frühlingskinder sind zumeist keine Gestalten aus der Welt unserer Tage. Der poetische Sinn dieses Künstlers greift in romantischem Sehnen zurück in die blauen Tage einer Zeit, wo der Ritter das Fräulein liebte, da es Knappen in weichem Sammet und schimmernder Seide gab, da das Schloßfräulein auf den Zinnen der väterlichen Burg im Abendglanz stand und hinausblickte auf die ruhenden Felder, ob es den nahenden Geliebten nicht sähe. Vogeler erträumt sich mit Vorliebe so eine golden-romantische, etwa mittelalterliche Zeit, nicht so wie sie jemals historisch war, sondern so, wie sie seinen Träumen hold erscheint, eine Welt, die eigentlich nur eine Welt der Gefühle ist, losgelöst von Ort und Zeit. Er stellt junge Knappen in langen Röcken aus karmoisinrotem Sammet dar, das Schwert an dem goldenen Gurt und eine stählerne Haube auf dem lockigen Haupt. Schlanke Mädchen mit großen Augen und langherabwallenden, lichten Gewändern.

Mädchen mit duftendem, über die Ohren herabgekämmtem Haar und feinen Gliedern; mit still sinnenden Zügen unter dem blauen Auge und schmalen weißen Händen wie sie Rosetti liebte. Diese jungen Ritter und Mädchen wandern durch den Frühling und lieben einander. Sie lieben sich tief und schweigend, mit einer Liebe, die keusch und heilig ist wie der Frühling, in dem sie blüht. Vogeler versteht es wundervoll, diese reine stille Liebe, die den einen Menschen zum anderen mit tiefem Sehnen hinüberzieht, zwischen zwei jungen Leuten zu gestalten und mit der umgebenden Natur in schönen Einklang zu bringen. Er läßt seine Liebespaare in langsamem Schreiten und Arm in Arm unter hellen Birken wandern oder an knospenden Rosen mit hohen Stämmen vorbei. Er läßt sie in einem blühenden Garten stehen und in stummer, weltvergessener Umarmung sich küssen, während die Nachtigall aus dem Rosenbusch schlägt und hinten die runden Kuppeln grünender Linden raunen. Während sie so beieinander stehen, will es scheinen, als seien die beiden Gestalten in ein großes, inniges Gefühl verschmolzen. Er läßt sie auch gern auf einer einsamen Bank beisammen an einem Hügel sitzen und träumend in die Ferne schauen, während die Sonne vergeht und die Zinnen einer fernen Burg im Abendrot erglänzen, und das blonde Haupt des Mädchens sinkt langsam an die Schulter des Geliebten nieder, der seinen Arm in glücklichem Empfinden um das Leibchen seines Fräuleins legt. Vogeler hat dieses Thema verschiedentlich variiert, mit Vorliebe so, daß die Liebenden dem Beschauer den Rücken wenden. Am glücklichsten ist das Motiv wohl auf einer Radierung „Idylle“ zum Ausdruck gebracht. Eine allegorische Figur der Minne, ein schönes Mädchen mit langem Haar, sitzt hier zu Füßen des liebenden Paares im Grase und greift auf einer Laute große Akkorde, die diese Szene menschlichen Glücks zu einer Sinfonie verklären. Auf einer anderen Radierung „Im Mai“ ist das Paar auf der Bank, dem Betrachtenden den Rücken kehrend, ein Paar des Alters, das in beschau-

lichem Erinnern auf die werdende Natur und die stillen Häuser von Worpswede niederblickt.

Neben den Figuren aus einer erdichteten Ritterzeit ziehen den Künstler vorzüglich die Menschen aus jenen altväterlichen Tagen an, wo die Männer mit langen Röcken, Vatermördern und breitkrempigen Cylindern einherschritten, während die Mädchen ihr in großen Locken geringeltes Haar auf die Schultern niederfallen ließen und über der Brust gekreuzte Spitzentücher trugen. Zu dem Stil jener friedlichen Epoche, die wir die Biedermeierzeit heißen, hat Vogeler sehr reiche Beziehungen. Er liebt dicke Rosenguirlanden, die sich in einfachen Bogen schlingen, Urnen mit Blumenkränzen und Oleanderbäumchen mit runden Kronen. Er träumt gar zu gern in der Vergangenheit und läßt die lärmenden Tage unserer Zeit in dem entlegenen Worpswede gern in nicht berührender Ferne an sich vorüberziehen. Er schafft sich im Gegensatz zu den schnelllebenden Menschen der Gegenwart leidenschaftslose, stille, glückliche Gestalten, die der Natur ganz nahe stehen, deren Glück in einer romantischen Sehnsucht und in der Liebe zu einem zärtlich empfindenden Herzen liegt; Menschen, die gern die Laute schlagen und die Glocken über die Felder klingen hören; die auf den Sang der Vögel und das Gemurmel der Quellen lauschen; die ihren Mädchen Veilchen pflücken und fromme Worte sagen; die in das Getümmel der großen Welt nicht passen würden.

Es wäre seltsam, wenn ein Mensch, der sich so gern in die welt- und zeitenfernen Gefilde naiven Empfindens hineinträumt, nicht zu einem Künder der Poesie des Märchens würde. Und Vogeler ist in der Tat ein Märchenkünder wie sie nicht häufig sind. Er hat sich für seine märchenhaften Darstellungen vorzüglich der Radierung bedient, die er mit besonderer Vorliebe und besonderem Glück pflegt. Seine Themata schließen sich teils an bekannte Märchen an, teils sind sie Kinder einer freien Fantasie. Das Dornröschen-Motiv, da, wo der Ritter an das schlafende Prinzeßchen herantritt, um es zu

wecken, kehrt mehrfach wieder. Wir sehen den Froschkönig aus dem Graben springen, einer goldenen Krone entgegen, die fein säuberlich auf einem am Rande des Grabens ausgebreiteten Schnupftuch liegt. Das Märchen von den sieben Raben und dem suchenden Schwesterlein hat ihm als Vorwurf gedient. Dann sehen wir kleine Prinzessinnen mit Kronen auf dem glänzenden Haar in den Frühling staunen und sehen buckelige Hexen, die, auf den Stecken gestützt, nach giftigen Kräutern und Pilzen suchen oder über bösen Gedanken brüten, in der Dämmerung. In den Märchendarstellungen kommt auch Vogelers drolliger Humor am besten zum Ausdruck. Etwas Kindliches, Dumm-Süßes steigt auf. Es ist, als wohnten zwei Seelen in diesem Künstler: die eine zieht ihn zur Gestaltung des innigen, reinen Gefühls, die andere lockt ihn auf das Feld des Schnurrigen, Sonderbaren. So hat er eine schlanke Prinzessin radiert, die von einer Höhe, unfern der väterlichen Burg, hinab in die blühende Landschaft schaut; in der Hand trägt sie einen knospenden Zweig und zugleich die Schnur, die zu einem wollenen Schäfchen leitet, einem Spielzeug, das auf Holzrädern rollt, wie die Kinder es haben.

Wir sagten, daß Vogeler mit Vorliebe radiert. Vielleicht darf man behaupten, daß er in einigen seiner radierten Blätter, auf denen die Aquatinta immer eine Rolle spielt, bisher sein Bestes überhaupt gegeben hat. Es gibt radierte Exlibris von ihm, zu den schönsten gehörend, die in unseren Tagen in Deutschland gemacht sind. Besonders gern bedient er sich der Radierung, wir wiederholen es, zur Verkörperung seiner Märchenträume. Die Frühlingsmotive sind natürlich auch hier vorherrschend. Wieder sehen wir den Frühling belebt von jungen Menschen, die selbst wie der Frühling sind: von jungen Mädchen zumal, in jenem zarten Alter, wo sich eben aus dem Kind die Jungfrau entfalten will. Sie sitzen unter silbernen Birken und schauen lauschend den Vögeln in den Zweigen zu, oder sie wandeln sinnend durch das Land, und ihre verlorenen Augen gehen über

duftende Felder. Das junge Paar, das seine erste Liebe träumt, ist immer wieder zu finden. Es gibt ein entzückendes Blatt von ihm, auf dem wir durch die Zweige eines Lärchenbaumes hindurch zwei zärtlich sich umfassende Menschenkinder in der Dämmerung des Abends wandern sehen. — Das Thema des Todes hat Vogeler mehrfach beschäftigt. So hat er ein Blatt „Tod und Alte“ radiert, keine herbe, ergreifende Szene, wie sie Mackensen gegriffelt haben würde, sondern ein Vorgang ohne Schmerzen und Grauen: der Tod führt die Alte mit sanften Armen, ein Spender des Friedens, der Heimat zu.

Es bleibt noch Einiges über Vogelers Tätigkeit auf dem Gebiete der angewandten Kunst zu sagen. Er hat sich besonders gern mit der Ausstattung von Büchern beschäftigt. Für die Zeitschrift „Die Insel“, durch die er mannigfach angeregt wurde, hat er Initialen und anderen ornamentalen Schmuck gezeichnet, meist in einer glücklichen Holzschnittmanier. Er hat einige vorzügliche, auch farbig interessante Überzug- und Vorsatzpapiere — die schönsten für ein eigenes Versbuch „Dir“ und für Hugo von Hofmannsthals Dramolet „Der Tor und der Tod“ —, sowie eine Reihe von Titelblättern entworfen. Am reichsten trägt die Spuren seiner Hand das Buch „Dir“ (Verlag der Insel): hier stammt Alles von ihm, bis auf die selbstgeschriebene, fantasievolle Schrift und die selbstgedichteten Verse. Eine Fülle von anmutigen Linien und Liebesmotiven steckt in dem Buch, das im übrigen ganz nach der zeichnerischen Seite hin angelegt ist. Von anderen Büchern, die Vogeler mit immer reicher sich entwickelnder Neigung zur Stilisierung geziert hat, seien die folgenden genannt: Jacobsen: Marie Grubbe (Verlag Eugen Diederichs); Salus; Ehefrühling (ebenda); Tieck-Brentano: Märchen (ebenda); Kurt Laßwitz: Nie und immer (ebenda); Forbis-Mosse; Mezzaeoce (Verlag Schuster und Loeffler); Bierbaum: Irrgarten der Liebe (Insel-Verlag); Bahr: Bildung (ebenda); Hofmannsthal: Der Kaiser und die Hexe (ebenda); Schaukal: Pierrot und Colombine (Verlag Hermann Seemann

Nachf.); Bethge: Elisa (ebenda); Bethge: Sonnenuntergang (Verlag Fischer und Franke).

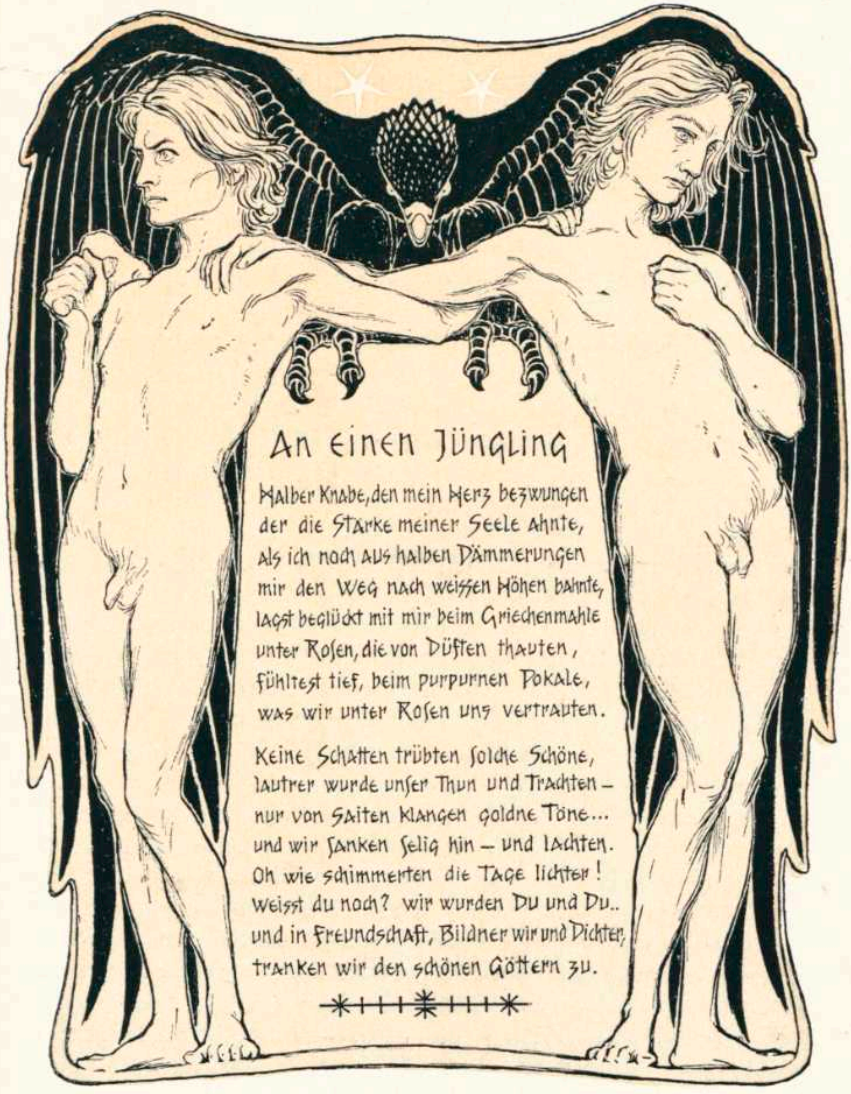
Zu Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke" hat der Künstler einen Cyklus von zehn Federzeichnungen angefertigt (1898). Die Reproduktionen sind farbig leicht getönt und zu einer hübschen Mappe vereint (Verlag Fischer und Franke). Man bekommt bei Betrachtung dieser Blätter einen guten Einblick in Vogelers zeichnerische Fähigkeiten zur Zeit seiner früheren, ästhetisch noch weniger komplizierten Art. Ein Cyklus kleiner Vogelerscher Radierungen erschien in einer Mappe mit dem Titel „An den Frühling" (Verlag der Insel). Hier findet man Vorzügliches. Ferner enthalten die beiden Worpsweder Mappenwerke „Am Weyerberg" und „Aus Worpswede" (Verlag Fischer und Franke) Radierungen des Künstlers. Die übrigen Blätter sind einzeln erschienen.

Es gibt einige in Scherrebeck gewebte Wandteppiche von Vogeler, mit Blumen- und Märchenmotiven (Dornröschen). Ferner Stickereien, meist Blüten, die von einem sorgfältigen Naturstudium zeugen. Die Reihe der Ex-libris, die er radiert und gezeichnet hat, ist groß; sie sind immer von lyrischer Feinheit und sicherem stilistischem Gefühl. Er hat Möbel entworfen, mit sichtlichem Behagen an der Gemütlichkeit unserer Großväter. Rosen- und Guirlanden-Motive appliziert er hier gern. Diese Möbel sind ungemein wohnlich und anheimelnd, ohne jede Feierlichkeit, die man so häufig bei modernen Möbelkompositionen findet. Geräumige Schreibtische mit kleinen Stäbchengalerieen und vielen Kästen, hellgelbe Betten mit grünseidenen Vorhängen und behagliche Stühle mit Armlehnen. In diesen Stühlen lassen sich poetische Träume spinnen, und alte Erinnerungen, die fast vergessen waren, tauchen, wenn Du beschaulich in ihnen ruhst, wieder vor Dir auf.

Heinrich Vogeler ist im Jahre 1873 zu Bremen geboren. Er schafft auf dem Boden der Heimat, von dem er sein Bestes empfangen hat. Seine Entwicklung ist noch in stetem

Fluß. Eine ästhetische Verfeinerung macht sich immer stärker bemerkbar. Vogelers Wesen ist eine vornehme Stille und Weltabgeschiedenheit. Englische Einflüsse über die Prärafaeliten her, sind zu verzeichnen, ohne daß sie sich aufdrängten. Stärker ist in letzter Zeit eine Bestimmung durch Beardsley in der zeichnerischen Manier. Die zeichnerischen Elemente sind stärker bei Vogeler entwickelt als die malerischen. Er ist ein Künstler von Fantasie und einem ebenso tiefen wie zarten Empfinden. Ein poetischer Schwärmer, von romantischem Sehnen erfüllt. Ein klares Gemüt, nachsinnend den blauen Tagen der Vergangenheit und ihren verklungenen Sagen. Ein lyrischer Träumer, vertraut mit dem duftigen Zauber des deutschen Märchens. Ein Künder des Frühlings und der Liebe. So ist er, einem suchenden Ritter aus einem zeitenlosen Lande vergleichbar, ein Mensch, der sich aus dem glücklichen Streben nach einem goldenen Ziel das Leben zur Kunst gestaltet.

DR. HANS BETHGE.



An einen Jüngling

Halber Knabe, den mein Herz bezwungen
der die Stärke meiner Seele ahnte,
als ich noch aus halben Dämmerungen
mir den Weg nach weissen Höhen bahnte,
lagst beglückt mit mir beim Griechenmahle
unter Rosen, die von Düften thauten,
fühltest tief, beim purpurnen Pokale,
was wir unter Rosen uns vertrauten.

Keine Schatten trübten solche Schöne,
lautrer wurde unser Thun und Trachten –
nur von Saiten klangen goldne Töne...
und wir sanken selig hin – und lachten.
Oh wie schimmerten die Tage lichter!
Weisst du noch? wir wurden Du und Du..
und in Freundschaft, Bildner wir und Dichter,
tranken wir den schönen Göttern zu.

GEDICHT VON FRANZ EVERS ZEICHCHNUNG VON FIDUS

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

DAS PLAUDERSTÜNDCHEN.

Die langweilige Zeichenstunde war endlich vorüber, und dreißig Primaner stürmten erfreut über den Schluß des Unterrichts die hohen Treppen des Gymnasiums herab, die von dem im obersten Stockwerke des Gebäudes liegendem Zeichensaale auf die kiesbestreuten Schulhöfe führten.

Die letzten Stunden des Sonnabends waren von den klugen Verfassern des Lehrplans den freien Künsten geweiht. In der prachtvollen Aula sang noch ein Teil des Chores unter der Leitung eines Fachmanns ein Bruchstück aus dem Lohengrin, und mehrere der vom Zeichnen kommenden Schüler blieben vor den Türen der Aula stehen, um den exakt ausgeführten Gesange einige Augenblicke zu lauschen. Aber die größten Künstler der Welt hätten dort hinter den hohen von griechischen Säulen umrahmten Türen die hervorragendsten Tondichtungen singen können, freiheitslüsterne Primaner wären ihnen am Sonnabend nach dem langen, erst um zwei Uhr beendeten Unterricht ein undankbares Auditorium gewesen, und es ist anzunehmen, daß sie solch einem Konzert wenig mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben würden wie den musikalischen Darbietungen ihrer Kameraden.

Die meisten derjenigen, welche von der Schönheit der Musik angezogen, vor der Aula stehen geblieben waren, setzten nach wenigen Minuten ihren unterbrochenen Weg fort, ohne das Ende des Gesanges abzuwarten. Auf dem riesigen im hellsten Sonnenlichte liegenden Hofe verabschiedeten sich die Schüler von einander, um sich nach allen möglichen Richtungen in das Straßengewirr der Weltstadt zu zerstreuen.

Nur zwei der jungen Leute harrten auf ihrem Lauscherposten aus, bis drinnen der letzte Ton verklungen war, und dann erst stiegen sie die Treppen vollends hinab, indem sie sich bemühten, möglichst geräuschlos zu schreiten und recht leise zu sprechen, um nicht den Widerhall der schier endlosen Korridore zu erwecken. Auf dem Hofe angekommen, standen sie einen Augenblick vor dem mächtigen Eingangsportale still.

„Gehen wir noch einmal über den Jungfernstieg, Ernesto?“, fragte der größere von ihnen seinen Begleiter.

„Ja, aber gern! Du weißt, Kurt, ich habe Zeit. Wir dinieren jetzt erst so, so — — na, wie sagt man doch gleich?“

„Sehr spät“, ergänzte der andere den unvollendeten Satz.

„Ja richtig, sehr spät“, entgegnete der Ausländer lächelnd. „Also wir gehen noch ein wenig. — Da wollen wir aber unsere Bücher beim Pedell lassen, nicht wahr?“

„Natürlich.“

Sie traten noch einmal in das Gebäude, das sie soeben verlassen hatten, ein und stiegen die wenigen, ausgetretenen Stufen hinab, die zu der Kellerwohnung des Schuldieners führten. Sie trafen ihn gerade beim Mittagessen, aber er ließ sich durch den Eintritt der jungen Herren nicht im geringsten stören. Derartige Besuche waren bei ihm keine Seltenheit.

„Guten Tag, Schmalz!“, begrüßten die beiden Freunde ihn wie aus einem Munde. „Schmeckt's?“

Schmalz nickte schweigend, denn er hatte zuviel „Bildung“ um mit gefüllten Munde zu sprechen.

„Nun, was wünschen denn die Herren?“, fragte er, als er endlich wieder Herr seiner Sprechwerkzeuge geworden war. „Ah, sehe schon, soll wieder Bücher aufheben!“

„Jawohl, Schmalz!“ war die Antwort.

„Hergegeben! So! Werde sie fortschließen! Sind gut bei mir aufgehoben. So! Und nun die Stöcke! Nicht wahr?“

„Jawohl, Schmalz!“

Seine Hornbrille abnehmend suchte der Pedell aus einer großen Anzahl mehr oder minder eleganter Stöcke, die in einem Winkel des geräumigen Zimmers standen, zwei dünne, gertenähnliche Spazierstöcke hervor, die er den jungen Herren hingab.

„Wollen wohl noch poussieren? Was?“ fragte er dann, dicht vor ihnen stehen bleibend und seine mageren Arme auf dem Rücken verschränkend.

„Jawohl, Schmalz.“

Der Alte lachte in hellen, langgezogenen Tönen.

„Doch nun genug des Plauderns,“ nahm der Größere der beiden Herrn das Wort. „Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“ Und mit geheimnisvoller Stimme fügte er hinzu: „Wissen Sie, Schmalz, unsere Damen warten.“

Dann stiegen die beiden Freunde lachend zur Oberwelt hinauf, und Schmalz setzte sich wieder an den Eßtisch, nachdem er mit behaglichem Schmunzeln das Markstück, welches ihm der mit Ernesto angeredete junge Mann in die Hand gedrückt hatte, in seinem riesigen Portemonnaie hatte verschwinden lassen. —

Kurt von Granzog und der junge Marquis von Carmageola schlenderten Arm in Arm über den in der Mittagsstunde von Menschen wimmelnden Jungfernstieg, jene berühmte Straße, auf welche der Hamburger mit Recht ebenso stolz ist, wie z. B. der Berliner auf seine Linden, der Hannoveraner auf seine Georgstraße.

Sie freuten sich über die herrliche Alster, auf deren blauem Spiegel stattliche Schwäne ihre Kreise zogen, ohne sich durch die zahllosen Boote, welche das Wasser belebten, stören zu lassen, betrachteten die Auslagen der großen Geschäfte, in deren Schaufenstern die Herrlichkeiten der fünf Erdteile aufgestapelt waren, und betrachteten die Menschen, indem sie sich gegenseitig auf interessante Erscheinungen in dem Gewühl der Fußgänger, Reiter und Fahrzeuge aller Art aufmerksam machten.

Nachdem sie einigemale die Straße auf und ab gegangen waren, trennten sie sich.

„Also, Kurt," sagte der Marquis, „ich erwarte Dich bestimmt zwischen fünf und halb sechs. Bis zum Theater haben wir dann noch Zeit zu einem schönen Plauderstündchen. — Du, ich freue mich auf die Iphigenia. Und von unserer Loge aus, kann man die Bühne prachtvoll übersehen. Ich bin so froh, daß Papa auch im Schauspielhause abonniert hat, obwohl er und die Mama niemals hingehen."

„Nun ja, sie interessieren sich eben nicht so sehr für das deutsche Drama."

„Freilich. Die Eltern ziehen die Oper dem Schauspiel vor. — Nach der Vorstellung speist Du natürlich bei uns zur Nacht."

„Ja, ich werde so frei sein. Also, Adieu, mein lieber Ernesto! Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen, Kurt. Aber ich bitte Dich, laß mich nicht zu lange auf Dich warten."

Dann gingen sie auseinander, nachdem sie sich herzlich die Hände geschüttelt hatten. Aber sie wandten sich um, nachdem sie wenige Schritte gegangen waren, um sich noch einmal lächelnd zu grüßen.

Die Familie des Marquis von Carmageola weilte erst seit einigen Monaten in Hamburg. Einem der ältesten und vornehmsten Häuser

Italiens angehörend, hatte der Marquis die diplomatische Laufbahn erwählt, und zwei Jahre lang hatte er am Hofe zu München seinen König vertreten. Ein vorurteilsloser, kunstsinniger Mann, hatte er die bayrische Residenz bald recht lieb gewonnen, aber seine Gemahlin, die gleichfalls einer uralten Familie Italiens entstammte, hatte sich trotz der hervorragenden Stellung, die sie am Hofe und in der Gesellschaft einnahm, in München nie recht wohl gefühlt, und als der Baron von Beauchamp, der mit der einzigen Schwester der Marquise von Carmageola vermählt war, von seiner Regierung als Vertreter Frankreichs nach Hamburg geschickt wurde, wußte sie ihren Gemahl, der sie zärtlich liebte, zu bewegen, seine Versetzung im Quirinal zu beantragen. Der Marquis war selbst nach Rom gereist, und sein ritterlicher König, der den Marquis als einen geschickten und treuen Diener seines Hauses und des Staates sehr schätzte, versprach ihm, seinen Wunsch, nach Hamburg versetzt zu werden, so bald wie möglich zu erfüllen. Wenige Wochen später wurde der Gesandte Italiens aus Hamburg zurückgerufen, und der Marquis von Carmageola erhielt den gewünschten Posten in der freien Reichs- und Hansastadt, ein Ereignis, welches sowohl seine Gemahlin, wie die Familie Beauchamp mit großer Freude begrüßten.

Um seinen einzigen Sohn alle Vorteile des deutschen Unterrichts genießen zu lassen, hatte der Marquis ihn schon in München aufs Gymnasium geschickt, und auch in Hamburg besuchte Ernesto, der für seine achtzehn Jahre ungewöhnlich hohe Kenntnisse besaß, wieder eine öffentliche Schule, und er hatte das Glück, in derselben Klasse, in welcher er saß, einen Freund zu finden, mit dem er vom ersten Tage seines Aufenthalts in Hamburg an viel verkehrte.

Dieser Freund war Kurt von Granzog. Ein Sohn des österreichischen Gesandten, hatte er sich mit seinem lebhaften Naturell unter den kühlen, zurückhaltenden Hamburgern recht unglücklich gefühlt, und obwohl er fast seit einem Jahre täglich mit einer großen Anzahl junger Leute zusammenkam, hatte er doch noch keinen gefunden, dem er näher getreten war, und er war höchst angenehm überrascht, als er eines Morgens seinen neuesten Mitschüler, den jungen Ernesto Carmageola kennen lernte. Der bewegliche Italiener und der lebensfrohe Österreicher paßten gut zueinander, und sicher wären sie auch ohne die Ähnlichkeit der sozialen Stellung ihrer Väter und ohne den gemeinsamen Glauben — sie gehörten beide der römischen Kirche an — gute Freunde geworden. Es war natürlich, daß die beiden katholischen Aristokraten bei den protestantischen Republikanern Hamburgs nicht besonders beliebt waren,

und so kam es, daß ihre Mitschüler sich von ihnen, als sie immer intimer wurden, mehr und mehr als von den „beiden Adlichen," wie man sie nannte, zurückzogen, und endlich waren die beiden Freunde auch in den Pausen zwischen den einzelnen Stunden meistens allein. Herzlich froh, nicht an der Unterhaltung der übrigen Schüler teilnehmen zu müssen, taten sie nichts, sich ihnen zu nähern, und ein oberflächlicher Beobachter mußte glauben, daß sie dem Stolze der Kaufmannssöhne, welche die Mehrzahl in ihrer Klasse bildeten, den Stolz auf ihre Geburt entgegensetzten. —

In ihrem Äußern waren die Freunde sehr unähnlich. Kurt von Granzog, welcher ungefähr ein Jahr älter war als Ernesto, hatte eine hohe, biegsame Figur, ein ausdrucksvolles Gesicht mit seelenvollen blauen Augen, aus denen nicht nur Klugheit und ein starker Wille, sondern auch wahre Herzensgüte sprach. Üppiges blondes Haar und ein kleiner zierlicher Schnurrbart von derselben Farbe milderten den Ausdruck seiner vielleicht ein wenig scharf geschnittenen Züge.

Ernesto war klein und zierlich, und jedes Glied, jede Fiber war bei ihm in beständiger Bewegung. Sein zartes, mädchenhaftes Gesicht wurde von pechschwarzen Haaren umrahmt, und ebenso dunkel wie diese, waren seine Augen, die manchmal versonnen und traumverloren in die Ferne schauten, manchmal in hellem Feuer glühend die Leidenschaftlichkeit des jungen Marquis verrieten. Im Besitze einer wundervollen Stimme, die durch ihre Weichheit und Schmiegsamkeit jeden Hörer bezauberte, durch und durch musikalisch, schien er zum Künstler bestimmt zu sein, und es war, als ob seine Geburt in einem Grafenschlosse eine jener sonderbaren Launen der Natur war, die, uns unverständlich, unsere Kritik herausfordern. Seine lebhafte Phantasie, sein Beurteilungs- und Beobachtungsvermögen ließen ihn zum Schriftsteller geboren erscheinen, und seine feinsinnigen, klugen Eltern taten, was sie konnten, um keine Seite der herrlichen Begabung ihres Sohnes verkümmern zu lassen. Als sein Vater ihn einmal gefragt hatte, was er zu werden gedenke, hatte er geantwortet, das wisse er noch nicht, zunächst wolle er einmal möglichst viel lernen. Und als der Vater dann eines Tages unter den Papieren seines Sohnes durch einen Zufall eine große Anzahl von Gedichten, Skizzen und kleinen Erzählungen fand, sagte er sich, daß Ernesto sein Leben einmal der Kunst widmen würde, und obwohl er gern gesehen hätte, daß auch er die Staatskarriere eingeschlagen hätte, nahm er sich vor, den künstlerischen Neigungen seines Sohnes nicht entgegenzuarbeiten.

Im Gegensatz zu Ernesto hatte Kurt bereits seinen Beruf erwählt. Er wollte Offizier werden. Zwei Brüder seines Vaters bekleideten hohe Posten in der österreichischen Armee, und sie rieten dem jungen Manne, dessen liebstes Vergnügen der Sport und Leibesübungen aller Art waren, zu, seinen Entschluß, von dem der Vater nicht recht entzückt war, auszuführen. Sobald er die Schule durchgemacht hatte, wollte Kurt nach seiner Heimat, dem herrlichen Wien, zurückkehren, um dann in eines der vornehmsten Regimenter der Hauptstadt einzutreten. Es war nicht mehr ganz ein Jahr bis zur Abschlußprüfung, und in dieser Zeit hoffte er die Einwilligung seines Vaters zu diesem Vorhaben zu erhalten. —

Als Kurt sich von Ernesto auf den Jungfernstieg verabschiedet hatte, war dieser bis zur nächsten Straßenecke gegangen, um dort auf einen Wagen der elektrischen Straßenbahn zu warten, den er benutzen konnte, um nach der vom Zentrum der Stadt weit entfernten Villa seiner Eltern zu gelangen. Als er einige Augenblicke dagestanden hatte, tauchte plötzlich mitten auf der Fahrstraße eine hochelegante Equipage auf, die Ernesto als seinem Vater gehörig erkannte. Er beeilte sich, den Wagen einzuholen, was ihm leicht gelang, da dieser in dem furchtbaren Gedränge des Fahrwegs nur sehr langsam von der Stelle kam. Der Marquis, neben welchem noch ein fremder junger Herr im Wagen saß, bemerkte, als er sich zufällig umwandte, seinen Sohn, und sofort befahl er dem Kutscher zu halten. Als der Diener, welcher mit dem gallonierten Kutscher den Bock teilte, den jungen Herrn sah, wollte er hinabspringen, um ihm den Wagenschlag zu öffnen, aber Ernesto war schneller gewesen als er, denn bevor der Diener nur einen Fuß auf die Erde gesetzt hatte, stand der junge Marquis bereits im Wagen, schüttelte seinem Vater die Hand und verneigte sich vor dem Fremden.

„Gestatten Sie, lieber Vetter, daß ich Ihnen meinen Sohn Ernesto vorstelle?“ wandte sich der Marquis an diesen. Und das Wort an Ernesto richtend, sagte er mit eleganter Handbewegung auf seinen Begleiter deutend: „Der Baron Charles von Pontneuf, ein Vetter des Barons von Beauchamp.

„Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Baron“, entgegnete Ernesto, dem Herrn die Hand reichend. Dann setzte er sich auf den Rücksitz des Wagens und die edlen Pferde, die schon ungeduldig den Boden gescharrt hatten, setzten sich wieder in Bewegung.

In der Familie des Marquis von Carmageola sprach man entweder

Italienisch oder Deutsch, und nur in Ausnahmefällen bediente man sich der französischen Sprache, dennoch hatte Ernesto soviel Französisch gelernt, um mit dem Baron Pontneuf, der kein deutsches Wort verstand, eine fließende französische Konversation zu führen.

„Die Beauchamps speisen heute bei uns", erzählte der Marquis, „und wir alle wollen diesen Abend in die Oper fahren. Rossinis „Barbier" ist neu einstudiert, und wir freuen uns, endlich eine gute italienische Oper zu hören. Zum Nachtessen sind wir im Hause Beauchamp eingeladen. Wirst Du Dich uns anschließen, Ernesto, oder hast Du Dir bereits etwas Anderes vorgenommen?

„Ja, Papa, ich bitte mich zu entschuldigen. Mein Freund Kurt wird zu mir kommen, und dann wollten wir in's Schauspielhaus gehen."

„Ja, wenn Dein Freund kommt", erwiderte der Marquis lächelnd, „haben wir andern allerdings keine Ansprüche mehr auf Dich." Und sich zu dem Baron neigend, sagte er mit leiser Stimme einige Worte, deren Sinn Ernesto nicht verstand, die aber auf dem schönen Gesichte des Franzosen ein leises Lächeln hervorriefen, sodaß man die herrlichen, schneeweißen Zähne sehen konnten, die seinen Mund schmückten.

Der Wagen war vor der prachtvollen Villa des Marquis vorgefahren, und die drei Herren begaben sich, nachdem sie mit Hilfe eines Dieners ihre Mäntel und Hüte abgelegt hatten, in das Wohnzimmer, um dort die Marquise zu begrüßen und ihr die Gäste, welche der Hausherr zum Diner eingeladen hatte, anzukündigen. Man hatte erst wenige Minuten geplaudert, als der Schwager und die lustige Schwägerin des Marquis, beide bereits in großer Toilette, eintrafen, und die Stunde, die noch bis zur Tafel blieb, flog schnell unter heitern Gesprächen aller Art dahin.

Nach dem Diner, das etwa eine Stunde gedauert hatte, verabschiedete sich Ernesto von seinen Eltern und Verwandten, um sich auf seine Zimmer zu begeben. Einem Diener, der ihm auf dem Flur begegnete, sagte er, sobald Herr von Granzog da sei, möge man ihn hinaufkommen lassen, eine besondere Anmeldung sei nicht nötig. Dann stieg er die beiden teppichbelegten Treppen hinauf, die zur ersten Etage, in der die Gesellschaftsräume lagen, und zum zweiten Stockwerk führten, in dem sich die Fremdenzimmer und seine Gemächer befanden.

Vier in Verbindung stehende Räume hatte sich Ernesto zu seiner Behausung erwählt, und all die tausend Gegenstände, welche diese Zimmer füllten, hatte er selbst ausgesucht, und Tapezierer und Dekorateur

hatten sich, wenn auch kopfschüttelnd, seinen Anordnungen für die Einrichtung seiner Zimmer fügen müssen. Das zugleich als Schreib- und Arbeitsraum dienende Vorzimmer war in tiefroten Tönen gehalten. Schmale Fenstervorhänge aus rotem Samt flossen auf den mit Fellen und weichen Teppichen belegten Fußboden nieder und ließen das Licht ungehemmt in das mäßig große Gemach fluten, in dessen Mitte ein mit elektrischen Glühbirnen versehener Messingkronleuchter hing. Ein riesiger, im modernsten Stile ausgeführter Schreibtisch, prachtvolle Bücherschränke, hinter deren Glasscheiben die kostbarsten Geistesschätze aller Völker standen, verrieten den Zweck dieses Raumes ebenso deutlich wie die steifen, nicht besonders bequemen Stühle, die an den Wänden, denen jeder Bilderschmuck mangelte, umherstanden. Hinter diesem Zimmer lag der Salon Ernestos, dem sich ein kleines zum Ankleidezimmer eingerichtetes Kabinett und das in blau und weiß gehaltene Schlafzimmer anschloß.

Ernesto durchschritt das Vorzimmer und den Salon, und begab sich in das Ankleidezimmer, um den einfachen dunkelgrauen Anzug, den er in der Schule zu tragen pflegte, mit einem eleganten Theateranzuge zu vertauschen. Dann kehrte er in den Salon zurück und setzte sich an den Flügel von Keys, um bis zur Ankunft seines Freundes ein wenig Musik zu treiben. —

Es war ein phantastisch eingerichtetes Gemach, dieser Salon, und wer nicht wußte, daß ein Herr diesen seltsamen Raum bewohnte, hätte ihn mit seinen schwellenden, grünseidenen Polstermöbeln, den seidenen Vorhängen und Portieren, den lauschigen Ecken und Winkelchen für das Boudoir einer kapriziösen Schönen halten können. Aber wenn man sich genauer in dem Salon umschaute, bemerkte man bald, daß man sich nicht in dem Zimmer einer Weltdame befand, denn eine solche hätte kaum Böcklins „Toteninsel“ und ernste Stiche Dürers an die Wände ihres Gemaches gehängt.

Ein wunderbares Durcheinander von Möbeln der verschiedensten Stile herrschte in diesem Zimmer, aber gerade diese scheinbare, in Wahrheit so raffinierte Unordnung gab ihm reizvolle feine Stimmungen. In einer Ecke stand ein Divan, groß genug, um zwei Personen in seinen Polstern Herberge zu gewähren, und hinter ihm, auf schwarzer Marmorsäule stehend, erhob sich eine schimmernde Achilleusstatue, die Kopie eines berühmten antiken Bildwerks. Statue und Divan, vor dem ein zierliches Tischchen aus Palisanderholz seinen Platz gefunden hatte, waren von einem Baldachin aus grüner Seide überdacht, von dem zwei

lange Schleier zur Erde niederhingen, die aus demselben kostbaren Stoff, von duftenden Ketten aus Rosenholz zu kunstvollen Falten gerafft an den Wänden befestigt waren. Eine Ampel im orientalischen Stile hing unter dem Baldachin, und künstliche Wasserrosen umrankten den elektrischen Leitungsdraht, an welchem die kleine Lampe befestigt war. Ein Schränkchen in der Nähe des Divans mit wundervollen Einlegearbeiten enthielt eine kleine Bibliothek, die Lieblingswerke Ernestos aus den Litteraturen aller Völker und Zeiten. Da stand ein Homer, ein Anakreon neben dem „Don Carlos“ Schillers und der „Iphigenie“ Goethes, und außer Platens formvollendeten Gedichten und den Briefen Winckelmanns waren von den modernen Dichtern Pierre Loti, Adolf von Wilbrandt und einige andere mit ihren Büchern vertreten.

Über dem schwarzen Ebenholzflügel war ein Bild Mozarts angebracht, welches den großen Tonkünstler am Klavier darstellte, und nahe bei diesem Stiche befand sich ein Fächer mit einer Anzahl von Photographien. Meistens waren es Offiziere und Sportsleute aus Italien, die dem jungen Marquis ihre Bilder geschenkt hatten, aber auch einige deutsche Herren waren in dieser Sammlung vertreten, und unter ihnen befanden sich einige bekannte Münchner Künstler. Diese hatten ohne Ausnahme schwungvolle Widmungen auf ihre Photographien geschrieben. Sämtliche Herren, deren Bilder der junge Marquis als Andenken an schöne Tage aufbewahrte, waren älter wie Ernesto, aber trotzdem mußte er, wie man aus den Widmungen, sowie aus einigen Aufnahmen, die ihn selbst mit dem einen oder dem anderen der Herren darstellten, annehmen konnte, viel und recht freundschaftlich mit ihnen verkehrt haben. Kleine Vasen, welche neben und vor diesem Fächer auf derselben Konsole standen, enthielten einige starkduftende Blumen, welche das ganze Zimmer mit einem leisen, schwülen Hauche erfüllten.

Ernesto hatte noch nicht die Sonate Mozarts, die er auf gut Glück aus dem Schranke, der seine Noten enthielt, hervorgezogen hatte, zu Ende gespielt, als an der Tür des Vorzimmers ein lautes, energisches Pochen ertönte.

Das war Kurt! Ernesto kannte die Art und Weise, mit welcher der Freund sich anzukündigen pflegte.

Schnell sprang er von dem Klavierstuhle auf, um dem Ankommenden selbst die Tür zu öffnen.

„Du siehst, ich bin pünktlich wie die Sünde, Ernesto,“ sagte Kurt, nachdem er seinen Freund begrüßt hatte, an seiner Seite das Vorzimmer durchschreitend.

Ernesto schüttelte den Kopf, und eine leichte Wolke des Unmuts huschte über seine Stirn; der eigenartige Vergleich, den Kurt anstellte, schien ihm nicht zu behagen.

„Ja, Du bist pünktlich — aber pünktlich wie das Glück," entgegnete er, im Salon angekommen und Kurt in einen Sessel drückend, während er sich auf einen niedrigen Schemel neben ihm niederließ. Wie durch einen Zufall blieb Kurts Hand auf seiner Schulter liegen.

Kurt schien Gefallen an der Philosophie zu finden. „Pünktlich wie das Glück, sagst Du," nahm er das Gespräch nach einer kleinen Pause wieder auf, „mir scheint, das Glück läßt manchmal arg lange auf sich warten."

Ernestos Augen starrten in's Weite, und ein wundersamer, stiller Glanz lag in ihnen.

„Nein," sagte er dann, „das Glück zaudert nicht. Es kommt zu der Stunde, die ihm bestimmt ist." Und mit einer Hand über die Stirn fahrend, als wollte er so den Ernst verscheuchen, der ihn ergriffen hatte, schloß er lächelnd: „Und da Dir bestimmt war, zu dieser Stunde zu kommen, und Du Deine Bestimmung erfüllt hast, da vergleiche Dich lieber mit dem Glück —" Errötend unterbrach er sich, und schnell aufstehend, fragte er: „Rauchst Du eine Zigarette oder soll ich Dir einen Likör einschenken."

„Ich mag heute nicht rauchen, aber den angebotenen Trunk nehme ich, wenn Du mittrinkst, dankend an."

„Schön. Ich werde uns bedienen."

Ernesto war an einen kleinen Tisch getreten, auf welchem ein reizendes, silbernes Likörservice und verschiedene Rauchutensilien standen. Er zog das Service zu sich heran, öffnete den Stöpsel der Karaffe und füllte langsam zwei der kleinen Becher, die sämtlich mit dem Wappen Derer von Carmageola verziert waren. Der aromatische Duft des feinen Getränkes vermischte sich mit dem der Blumen, und Kurt, der mit Entzücken jede der anmutigen Bewegungen des jungen Marquis verfolgt hatte, schloß einen Augenblick die Augen, um, sich tief in seinen Sessel zurücklehnend, die berauschende Luft, die ihn umgab, mit tiefen Zügen einzuatmen.

Ernesto hatte die gefüllten Becher auf ein schmales, mit gefälliger Malerei geschmücktes Präsentierbrett gesetzt, und mit den Worten: „Wenn ich bitten darf", trat er an Kurt heran, der bei dem Klange seiner Stimme aus den Träumereien, in die er versunken war, erschrocken auffuhr, um ihm den Likör anzubieten. Kurt nahm beide Becher

an und stellte sie mit ihren kleinen Krystalluntersetzern neben sich auf den Tisch. Ernesto brachte den Teller, auf dem er die Becher hergetragen hatte, wieder an seinen Platz und kehrte dann zurück, um sich wieder auf seinen Sitz zu Kurts Füßen niederzulassen.

Sie stießen mit den kleinen Fingern an und tranken, Ernesto nur seine Lippen mit der goldklaren Flüssigkeit benetzend, Kurt den Becher bis zur Neige leerend.

Schweigend saßen sie eine kleine Weile nebeneinander und schauten in die Dämmerung, die langsam durch die mit großblumigen Stores und seidenen Gardinen halbverhüllten Fenster in's Zimmer schlich und Möbel und Bilder in verschwommenen, unbestimmten Formen erscheinen ließ.

Endlich brach Ernesto das Stillschweigen.

„Soll ich Licht anzünden?"

Er wollte aufstehen, um durch einen Druck auf den elektrischen Knopf den Lüstre, der, wie im Arbeitszimmer, die Mitte des Salons einnahm, zum Erstrahlen zu bringen, aber Kurt verhindert ihn, sein Vorhaben auszuführen.

„Laß nur," sagte er, „ich sitze gern in der Dämmerung. Dann läßt sich's so schön plaudern und träumen."

„Wie Du willst!" entgegnete Ernesto.

Bald kam das Gespräch auf das Stück, das sie am Abend sehen würden, und Kurt erzählte von dem gewaltigen Eindrucke, den das herrliche Drama auf ihn gemacht hatte, als er vor Jahren einmal das Glück gehabt hatte, Mitterwurzer als Orestes zu sehen.

In seiner Begeisterung über den unvergleichlichen Künstler war er aufgesprungen, und er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, als er von ihm sprach. Endlich schloß er seine Erzählung mit den Worten: „Und als ich aus dem Theater kam, hatte ich nur den einen Wunsch, diesen Menschen kennen zu lernen, einmal mit ihm zu sprechen, ja nur einmal in seiner Nähe weilen zu können."

„Und wurde dieser Wunsch erfüllt?" fragte Ernesto, als Kurt schwieg. Wäre dieser nicht so erregt, nicht so überwältigt von der Erinnerung an jene Stunden mit ihren Träumen und Harren gewesen, so hätte er wohl die wunderbare Spannung bemerkt, die aus Ernestos bebender Stimme sprach.

„Nein!" antwortete er, sich auf dem Divan unter dem Baldachin, vor dem er gerade in seiner Wanderung angekommen war, niederlassend. „Wenige Tage nach jener Aufführung raffte ein plötzlicher

Tod diesen gottbegnadeten Menschen in der Blüte seiner Jahre vom höchsten Gipfel seiner Kunst hinweg.

„Ach," erwiderte Ernesto, dem Freunde folgend und sich dicht neben ihm niederlassend. „Das ist traurig — —."

„Wer spielt übrigens den Pylades?", fragte Curt schnell. „Es ist eine schwierige Rolle!"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Ernesto. Und dann sagte er ganz leise: „Orest und Pylades. — Wie seltsam, daß wir aus dem Altertum soviele berühmte Freundespaare kennen. Kastor und Pollux, Orestes und Pylades, Harmodius und Aristogiton, Alexander und Perdiccas und — — —"

„Achilles und Patroklos, von denen uns Homer erzählt" unterbrach Kurt den Freund.

„Liest Du immer noch so viel im Homer, Ernesto?" fragte er nach einer Pause.

„Es vergeht kein Tag, an dem ich ihn nicht zur Hand nehme", war die Antwort. „Homer ist wie die Natur. So oft man ihn durcheilt, man entdeckt immer neue Schönheiten in seinen Gedichten. — Sieh', mit dem Homer ist mir eine sonderbare Geschichte passiert. Als wir auf der Schule mit der Lektüre der Odyssee begannen, erschien mir nichts langweiliger als diese endlosen Gesänge, die wir Vers für Vers mit peinlicher Erklärung jedes Wortes, jedes Buchstabens lesen mußten. Der griechische Unterricht wurde für mich eine Strafe, und die für diese Stunden notwendigen Arbeiten erledigte ich mit der größten Unlust. Da brachte ich einmal die Weihnachtsferien mit meinen Eltern auf Korfu zu. Unter den Leuten, die wir dort kennen lernten, befand sich ein Herr Capuana, an den ich mich schnell anschloß. — Ich habe sein Bild dort hinten bei den übrigen Photographien. Nachher, wenn wir Licht haben, kannst Du es einmal ansehen. — Herr Capuana war Sportsmann, ein leidenschaftlicher Jäger und Reiter, dessen Sicherheit ich oft bewundert habe. Aber er war auch ein großer Kunst- und Naturfreund, Eigenschaften, die ihn mir lieber machten als seine Schönheit und weltmännische Eleganz. Wir beide waren in wenigen Tagen gute Freunde geworden, und die Wochen, die wir auf der herrlichen Insel verweilten, habe ich zum größten Teil in seiner Nähe zugebracht. Er verehrte die Alten sehr, und ihm zu liebe fing auch ich an, mich freiwillig mit einigen griechischen Dichtern zu beschäftigen. In der Nähe meines Freundes gingen mir die Augen für die Schönheiten des Homers auf. Ich überwand meine Abneigung für die griechischen

Stunden, und seit jenen Tagen liebe ich meinen Homer. Seine Götter und Menschen werden mir immer teurer und vertrauter. So ist jene kurze, innige Freundschaft für mich zu einer Quelle fortgesetzten Genusses geworden, und so oft ich den alten Homer zur Hand nehme, denke ich mit Dankbarkeit und Liebe an jenen Mann, in dessen Nähe ich so schöne, fruchtbringende Stunden verlebt habe."

„Und wer von den Menschen Homers ist Dir am liebsten?" fragte Kurt.

„Achill," entgegnete Ernesto schnell. „Ich beneide ihn. Nicht weil er einen Homer als Sänger seiner Tapferkeit gefunden hat, nein, weil er einen Patroklos Freund nennen durfte."

Er schwieg und löste die Ketten, welche die Vorhänge hielten, und mit leisem Rauschen zusammenfallend schlossen sie die lauschige Ecke, in der die beiden Freunde saßen. Dann drückte er auf einen verborgenen Knopf, und sogleich erglühte die Ampel in tiefgrünem Lichte.

„Sieh'" sagte er nach einer kleinen Pause auf die Achillstatue deutend, die von grüner Dämmerung umflossen in stolzer Hoheit zu ihnen niedersah, „hier sitze ich oft stundenlang zu den Füßen meines Achills, und stärke mich und richte mich auf an seiner Schönheit und Kraft."

„Und möchtest Du nicht selbst ein Achill sein?" fragte Kurt leise, fast unbewußt. Die stimmungsvolle Umgebung, das märchenhafte Licht, die berauschende Luft des Zimmers, die Nähe des Freundes hatte in ihm eine Flut seltsamer Empfindungen hervorgezaubert, die ihm bis dahin fremd gewesen waren, für welche er keine Erklärung wußte.

„O nein," tönte Ernestos Stimme wie aus weiter Ferne an sein Ohr, „ich könnte kein Achill sein. Höchstens ein Patroklos. Ein Achill müßte aussehen — — —," stockend näherte er sich dem Freunde, sodaß sein Atem sein Gesicht umspielte.

„Wie müßte er aussehen?" Kurts Stimme bebte, als er diese Worte sprach.

„Wie Du!"

Das brach den Bann!

Denn hingerissen von der Gewalt des Augenblicks bedeckte Ernesto seine Augen mit den Händen und barg seinen schönen Kopf an der Brust des Freundes, der ihn mit einem unterdrückten Jubelrufe an sich zog und umarmte.

Sie schwiegen einen Augenblick. Leise strich Kurt über den Scheitel Ernestos und küßte ihn auf das glänzende Haar. Dann schauten sie sich an, trunken vor Glück, und Ernesto flüsterte: „Mein Achill.“ Und dann fanden sich ihre Lippen in langem, heißen Kusse, und in seligster Liebesumarmung hielten sie sich umfangen, bis sieben silberhelle Schläge einer Uhr sie aufstörten. Da machte sich Ernesto aus Kurts Armen los und die Vorhänge öffnend, sagte er:

„Komm, Geliebter! Orestes und Pylades haben uns viel zu sagen.“

Noch einmal umarmten sie sich und dann stiegen sie, schon in ihre Mäntel eingehüllt, in die Zimmer des Marquis hinab, um den Herrschaften, welche sich bereits zum Besuche der Oper rüsteten, gute Nacht zu sagen. Der Baron lud die jungen Herrn ein, nach der Vorstellung in der französischen Gesandtschaft zu speisen, und ohne von dieser Aufforderung besonders entzückt zu sein, mußten sie ihr doch folgen. Das Zusammensein nach dem Theater, auf das sie sich beide im stillen gefreut hatten, war auf diese Weise unmöglich geworden, und über diese Enttäuschung ein wenig verstimmt, verabredeten sie sich schon auf der Fahrt zum Schauspielhause, wann sie sich am nächsten Tage treffen wollten. —

Die Vorstellung war herrlich und in heller Begeisterung verließen die Freunde das Theater, um sich erst in später Nacht nach einigen vergnügten im Hause Beauchamp verlebten Stunden zu trennen. —

Und als Kurt sich am andern Tage zum Plauderstündchen bei seinem Freunde einstellte, fand er auch sein Bild, welches Ernesto bis zu jenem Tage in einem Album aufbewahrt hatte, auf dem großen Fächer, auf dem die Bilder der Sportleute und Offiziere steckten und die Künstlerbilder mit den schwungvollen Widmungen. — — — — —

HANNS FUCHS.

IM FRÜHLINGSGARTEN

Aus meiner Reisemappe

S'ist keine Adria mit ihrem unergründlichen Blau, in dem sich glutäugige Söhne des Südens spiegeln, sondern nur ein simpler See in den Anlagen einer malerischen Stadt Süddeutschlands, an dem ich heute sitze, über mir das hellgrüne Geriesel zarter Birkenäste und traulicher kleiner Buchfinken Gezwitscher; vor mir eine in blendender Sonnenglut träumende Wiese voll eben erblühter Krokus und Hyazinthen und dicht an die Wundereiche anschlagend die sanften Wellen des kleinen Sees, auf dem sich die frischgestrichenen, in frohen Farben lachenden Kähne schaukeln. Es ist Sonntag Mittag und eben verrauschte in der Ferne ein stramm gespielter Soldatenmarsch; als zweite Nummer ist Wagners Waldweben, später der Feuerzauber und zuletzt das Tristanvorspiel zu erwarten. Ich bin einsam oder doch nicht? Über mir sitzt unsichtbar eine in schneeiges Weiß mit Purpurstreifen gehüllte Knabengestalt, auf dessen dunkeln Locken eine Krone blauer Frühlingsenzianen leuchtet: o ich kenne Dich, gefährlicher Schelm, Du bist es, der selbst in eines Socrates diamantener Seele für einen Augenblick Verwirrung anrichten könnte! Dein Name ist . . . Doch schau, schon beginnt er wieder sein uraltes Spiel voll süßen Verderbens. Da naht an Mamas Hand ein Junge, die geschmeidigen zehnjährigen Glieder in dunkelbraunem Samt; die reizenden Pumphöschen lassen gerade noch des Kniees feine Linien erkennen, den blonden Lockenkopf deckt ein kleines Samtbarett, einzelne Löckchen spielen kosend um die weiße Kinderstirn, unter der ein Paar dunkelblaue Augen groß und wie frisch erblühte Veilchen zu mir herüberlachen. Grüß Dich Gott, mein kleiner Lieber, wie oft ruhten Deine gelenken lebendigen Glieder ermattet nach Spiel und Herumtollen in meinen Armen; dem Rauschen und Flüstern maigrüner Buchenwälder glich Dein naives Lieben, und die Musikkapelle drüben überm See hat eben dein Wesen im duftigen Waldweben besungen. — Da naht schon eine andere

Gestalt, die dunkeln Augen voll Glut und Sünde schmerzlich entzückt mir zugewandt: Das warst Du, großer Junge voll bewußter Hingabe, voll glühendem Entzücken, wenn Du vor mir standest in der hellenischen Pracht Deiner lilienweißen Glieder, stolz wie ein Königssohn im Bewußtsein Deiner vollendeten Schöne, wenn Du vor mir lagest, hingegossen im berückenden Zauber Deiner Selbstentäußerung, wenn Du meine Lippen mit Feuerbränden nährtest, auf daß sie ewig in Tantalusqualen schmachteten! Der Feuerzauber, er war Dein Wesen, Du spieltest ihn mir oft in seliger Zweieinsamkeit weltvergessener Verschollenheit, und so oft seine Weisen mich wieder umschmeicheln, steht Dein liebes Bild vor meiner einsam gewordenen Seele . . . Nun glüht das Abendrot auf dem stillen Seespiegel, kühl schaurig wogt es von den jungen Zweigen, die fernen Berge, die meiner Kindheit Glück einst sahen, verschwinden wie blaue Träume, und der Sehnsucht Meisterlied, der wehe Sang von Tristan und Isolde klagt zu mir herüber: Was ist denn das? Mein schöner Junge neben mir mit dem blauen Enziankranz hat sein lichtes Haupt in die weißen purpurumsäumten Falten gehüllt und schluchzt. Da nahst auch schon Du, in eis'gem Schweigen, Geliebter, dem ich Eltern, Freunde, Stand und Ehre opferte und der mir dafür das Herz langsam zerfleischte und verzehrte. Geh Deines Wegs! ich habe Dir verziehen. Gabst Du mir doch die köstlichste Blume der Liebe; die nie erfüllte Sehnsucht . . . .

EIN EROSJÜNGER.

BACCHUS
GUIDO RENI

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

BÜCHER UND MENSCHEN

Etwas für Bibliophilen.

Im Jahre 1652 erschien in italienischer Sprache ein Büchlein mit dem unverfänglichen Titel „Alcibiade fanciullo a scola." Es gehört zu den Werken, die zwar gerne gelesen aber nur ungern Andern gezeigt werden: es war von Anfang an dazu bestimmt in den Geheimfächern großer Bibliotheken aufbewahrt zu werden, wo es dann im Stillen von den „Gelehrten" aufgesucht und — natürlich nur aus rein wissenschaftlichen Interessen — studiert ward. Allen Vätern der Ordnung war es ein entsetzlicher Gräuel, denn man denke: es verherrlicht die . . . Liebe eines Lehrers zu seinem jungen wunderbar schönen Zögling Alcibiades. Das Büchlein soll das in seiner Art geniale Werk eines Mannes sein, der im Alter von 26 Jahren in Avignon im Jahre 1644 enthauptet wurde wegen seiner ungemein offenen Pamphlete, in denen er vor allem die Päpste angriff, und müßte somit von guten Freunden nach dem Tode des Verfassers herausgegeben worden sein. Wie dem auch sein mag, ob der Verfasser homosexuell war oder nicht, ob er, wie ein franz. Herausgeber meint, sein Büchlein als „reinliterarisches Erzeugnis" betrachtet wissen wollte, als Spielerei eines sich viel mit antiker Literatur beschäftigt habenden Schöngeistes, Eines darf man wohl annehmen: ein Feind der Jünglingsliebe kann sie in solch glühenden Farben und mit solchem Aufwand von gelehrten Beweisführungen aus den Gebieten der Kulturgeschichte, Religion etc. nicht verteidigen, scheinen auch die beigegebenen Sonette und die Einleitung das Gegenteil zu beweisen — in diesen nämlich wird vor den Lehrern gewarnt, die aus ihren hübschen Schülern Objekte zur Befriedigung ihrer Sinnenlust machen — und es ist eine in der Geschichte unseres Befreiungskampfes zu wenig beachtete Tatsache, daß bereits der Verfasser dieses stellenweise so wenig wissenschaftlichen Büchleins die Natürlichkeit der Homosexualität mit ganz hörbaren Gründen verteidigt und den Ursprung der gegen dieselbe herrschenden Vorurteile klar und nicht ganz unrichtig entwickelt; dabei gleicht seine Sprache nicht selten einer blumigen Maienau, besonders wenn sie die Schönheit des verherrlichten Knaben Alcibiades ausmalt: „An seiner schmiegsamen und graziösen Haltung, seinen leichten und feinen Bewegungen sah man sofort, daß er dazu geschaffen war, aller Augen auf sich zu lenken: Die Locken seiner schönen Haare entfalteten sich wie Blumen, fielen auf die Schultern in einzelnen Ringeln und beschämten in ihrem Glanz den Purpur und das Gold; seine Augen, beschattet von großen Wimpern, verborgen unter den Lidern, gleichend den kostbaren Teppichen um einen Königstron, mit ihrem reizenden Glanz, weiß wie Elfenbein, blau wie Azur, wundervoll geformt, strahlend von edler Anmut, schleuderten Liebespfeile in die Herzen aller Beschauer" — „auf seinen Wangen blühten vereint Rosen und Lilien, schöner als in den wonnevollen Gärten des Tempetales". „Sein Korallenmund lud die leblosen Marmorbildsäulen zum Liebeskusse ein und hätte ihnen bei der Berührung Leben eingehaucht"; so und ähnlich sprüht es einem überall entgegen, eine Wonne für einen von Vorurteilen freien für das Schöne empfänglichen Geist, ein Schrecken für alle Philister, ein gesuchtes Objekt für staatsanwältliche Schnüffelnasen! Nur gut, daß noch kein Deutscher so unvorsichtig war, dies Büchlein „in sein geliebtes Deutsch" zu über-

tragen, es wäre ihm am Ende nicht anders ergangen als dem jungen badischen Juristen, der vor einiger Zeit für eine erst als Manuskript vorhandene, unveröffentlichte, rein wissenschaftliche Verdeutschung von Lucians prächtigem Sittenbild „Amores" wegen „Sittlichkeitsvergehen" mit schwerer Geldstrafe bedacht und aus dem Staatsdienste gewiesen wurde! Denn wir leben in einem erschreckend engherzig denkenden Staat, und Werke, die in der Ursprache sich jeder Schuljunge für wenig Geld kaufen kann, werden verdeutscht auf einmal zu dem interessanten Juristen-Gallimathias der „unzüchtigen Schrift", in den Händen grobdreinschlagender „Moralität" der schon manches kühngeniale Werk zum Opfer fiel! Auch jede einigermaßen bedeutende Bibliothek besitzt manch derartig Werk großer Geister, das den Herren Juristen manchmal nur als Mittel zur sexuellen Erregung erscheint, weil sie eben, scheints, nicht mit dem unbefangenen Blicke künstlerischen oder wissenschaftlichen Empfindens derlei betrachten können! Doch das nur nebenbei. Zweck dieser kleinen Betrachtung war nur, die wissenschaftlichen Kreise auf die beiden für das Wesen und die Geschichte der Homosexualität wichtigen und wie es scheint zu wenig beachteten Schriftchen hinzuweisen, den „Alcibiades" und Lucians „amores, das der Verfasser des Alcibiades anscheinend gekannt hat. Vielleicht reizt es einmal einen Forscher beider Werke Geschichte näher zu ergründen und ihren wissenschaftlichen Gehalt auszuschöpfen.

SPECTATER.

Sphinxmappe. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin.

Unter den Publikationen, die dazu bestimmt sind, wirklich gute Kunst in guten Reproduktionen zu mäßigem Preis unter den weiteren Volksschichten bekannt zu machen, nimmt diese Sphinxmappe eine eigenartige Stellung ein: Wer zufällig Leser von der sehr verdienstvollen theosophischen Zeitschrift Sphinx, die leider ihr Erscheinen eingestellt hat, war, wird alle die in der vorliegenden Mappe vereinigten 30 Kunstblätter als alte Bekannte grüßen; denn sie alle haben die schöne Zeitschrift einst geschmückt und erläutert. Darin liegt nun freilich auch das Bedenkliche ihrer Herausgabe als einzelne Kunstblätter; denn verschiedene derselben sind für den, der sie hier zum ersten Mal erblickt, geradezu unverständlich und würden sicher durch Beigabe eines, wenn auch noch so kurzen Textes — ähnlich wie die billigen Kunstwartblätter — nur gewinnen. Doch das nur nebenbei. Im Großen und Ganzen wird Jeder, den die zarten, süßen Linien Fidusscher und Dieffenbachscher Kinderakte entzücken — und deren sind hoffentlich recht viele unter den Freunden einer edlen freien Kunst — mit immer neuer Freude diese Offenbarungen zweier reiner, sonniger Künstlerseelen in sich aufnehmen, ob er nun die elfengleich über Blumenkelchen schwebenden musizierenden und tanzenden Gestalten der „Kindermusik" oder die in harmlos-ausgelassener Lebensfreude vorbeitobenden Kleinen aus dem Dieffenbachschen Kinderfries auf sich einwirken läßt, oder ob er den tiefernsten Klängen lauscht, die aus Blättern wie dem einzigschönen „vom Himmel", „zu Gott", „Weihnacht" wie eine selige Botschaft neuer, echter Menschheitsreligion in unsere wunder- und märchenarme, nüchterne Zeit herüberwehen! Die technische Ausführung der Reproduktionen und die Ausstattung des Ganzen ist durchaus künstlerisch.

Im Anschluß hieran sei es gestattet auf ein anderes, in seiner Art einzig dastehendes Unternehmen hinzuweisen, das sich die Aufgabe gestellt hat, Kunstwerke aller Zeit, vor allem aber die herrlichsten der Antike und Renaissance in ebenso guten wie billigen Reproduktionen zu verbreiten: es ist dies der

Verlag der „neuen Photographischen Gesellschaft"

in Berlin-Steglitz mit seinen in unveränderlichen Bromsilber-Rotations-Photographien ausgeführten Originalaufnahmen, die teils in Quart-, teils in Folioblättern herausgegeben werden. Die mehr als 5000 No. umfassende Publikation enthält in geradezu mustergiltiger Wiedergabe alle einigermaßen bedeutenden Gebäulichkeiten, Skulpturen und Gemälde Roms, Venedigs, Florenz und ist besonders in der Wiedergabe der Skulpturen von keiner anderen

Publikation bisher übertroffen worden. Zum Beweis dieser Behauptung genügt eine Vergleichung der betr. Blätter mit den gewiß nicht schlechten Reproduktionen in einer guten Kunstgeschichte wie z. B. der Springerschen. Wer sich eine Sammlung herrlicher Kunstwerke um geringes Geld anlegen will, wer, schönheitsdurstig, immer wieder von Neuem aus dem frischen Quell großartigster Kunstepochen sich laben will, lasse sich einmal den Katalog des Verlages senden, er wird aus dem Reichtum von Kunstwerken aller Art sicher das seinem Geschmack zusagende finden! Welche Bedeutung dies Unternehmen für den Freund der Jünglingsschönheit insbesondere hat, bedarf kaum der weiteren Ausführung! DR. KIEFER.

Neues aus dem Gebiet der Philosophie und Ähnliches. R. Wagner „Äther & Wille." Seemann, Leipzig.

Einen ziemlich mißratenen Versuch, Schopenhauers tiefsinnige Willensmetaphysik für die Trivialitäten der Häckelschen Welträtsellösung auszubeuten, stellt dieses populär geschriebene Buch dar. Ein Autor, der meint, Schopenhauers Weltwille sei im Grunde genommen nichts Anderes, als das dem „einzigen vorhandenen Stoff, dem Äther innewohnende Streben", hat wohl kaum ein Recht über Schopenhauer mitzureden, denn er beweist nur, daß er aus den Scheuklappen seines unheilbaren Materialismus absolut nicht herauskann. Daß der Verfasser des Weiteren jegliche Teleologie ablehnt, ist bei seinem aus Häckel und Schopenhauer zusammengebrauten Standpunkt begreiflich, nur darf er sich deshalb nicht auf die Wirklichkeit berufen: E. v. Hartmann, den ein Geist wie R. Wagner natürlich nicht kennt, hat gezeigt, wie man durchaus mit der modernen Wissenschaft im Bunde ein geniales teleologisches Gebäude errichten kann . . . ! Die Ethik des Verfassers ist eine auf seinem Standpunkt rätselvolle, ziemlich wörtliche Übernahme der einseitigen Mitleidsmoral Schopenhauers. Zum Schluß wird viel über Kunst gefaselt. Zur Charakterisierung der tiefsinnigen Weisheit des Autors genügt, daß er gelegentlich der Erwähnung des Perikleischen Zeitalters von den „scheußlichen Päderasten" redet . . . — Im übrigen versteht er das Schimpfen wenigstens fast so gut wie Schopenhauer. DR. KIEFER.

Dr. H. Pudor. Die neue Erziehung. H. Seemann, Leipzig.

„Wie anders wirkt dies Bildnis auf mich ein!" Harmonische Menschen, in deren durch vernünftigen Sport gesund erhaltenem, gestähltem Leib eine für alle Schönheit offene bildungsfähige gesunde Seele sich zu herrlicher Blüte entfalten kann. Das wäre die Tendenz dieses reichen und, wie alle von Pudor, mit Feuer geschriebenen Buches. Puder hat ein tiefes Verständnis für das, was die hellenische Kultur so einzigartig machte und möchte Ähnliches in unsere stumpfe schönheitsarme Zeit säen, darum wendet er sich an die Erzieher im weitesten Sinne des Wortes, gibt interessante Typen gewaltiger Erzieher und neue Wege zur Erziehung, wobei besonderer Wert auf die Musik als Erziehungsmittel in seelischer Hinsicht gelegt wird und eine sehr befolgenswerte Erörterung der verschiedenen Wege zur richtigen Leibeserziehung gegeben wird. Das Werk verdient gerade auch in den Kreisen, die für einen schönen Körper ein offenes Auge haben, weiteste Verbreitung. DR. KIEFER.

Der urnische Mensch. Von Dr. Magnus Hirschfeld. Leipzig, Max Spohr.

Man kann dies verdienstvolle Buch eine Naturgeschichte des Homosexuellen oder, wie Herr Dr. Hirschfeld zu sagen empfiehlt, des Urnings nennen. Gegen die Bezeichnung Urning oder Uranier ist schon öfters polemisiert worden. Schön finde ich den Ausdruck auch nicht, obgleich ich zugebe, daß er der geeignetste ist, verwandte Ausdrücke wie Urninde, Urningtum etc. aus ihm zu entwickeln. Da fällt mir etwas Amüsantes ein. Als wir neulich in einer Gesellschaft hierüber und über Neubildungen von Wörtern homosexuellem Gebiets überhaupt sprachen, meinte ein geistreicher Gelehrter, man solle alle „so-

genannten Normalen" Kümmerlinge heißen.

Besonders wertvoll an dem Hirschfeldschen Buche ist das Kapitel vom urnischen Kinde, geistvoll und fein in der Zergliederung der kindlichen Psyche und wertvoll durch die Winke über die pädagogische Behandlung solcher Kinder. Viele der angegebenen Kennzeichen treffen allerdings auch für jedes normale Kind zu. Hier muß man mit dem Abstrahieren besonders vorsichtig sein. Andrerseits verfällt man auch leicht in das entgegengesetzte Extrem: man verallgemeinert zu leicht. So spricht z. B. Dr. Hirschfeld von dem geringern Wärmebedürfnis des Homosexuellen und leitet im Zusammenhange damit von dem beim Urning häufiger vorkommen sollenden warmen Händen den Volksausdruck „warmer Bruder" her. Nun ist aber, wenn nicht das Gegenteil zutrifft, soviel sicher, daß diesen gegen Kälte Unempfindlichen ein ebenso großer Prozentsatz dagegen sehr Empfindlicher gegenübersteht.

Es scheint mir auch, daß Herr Dr. Hirschfeld in der Unterscheidung zwischen erworbenen und angeborenen Kennzeichen des homosexuellen Menschen zu milde vorgeht, obgleich er selbst oft genug das Problematische solcher Unterscheidungen betont. Ich sehe hier ganz von den anatomischen Merkmalen ab. Aber die weibliche, oder besser: urnische Art des ganzen Sichgebens ist oft nur angenommen, und die Urningskneipen und -bälle sind die eigentlichen Symptomfabriken. Hier werden durch das Untersichsein, das laisser faire und die Gewohnheit die Kennzeichen erworben. Entschieden zu weit geht es aber, zu behaupten, gerade die, oft irritierenden, spezifisch männlichen Kennzeichen an Urningen seien als bloße Maske vorgenommen. Hier bestätigen ein paar Ausnahmen keineswegs eine Regel.

Sehr interessant ist auch, was uns über die Berliner Strichjungen erzählt wird. Die Jungen verkehren übrigens nicht nur mit der weiblichen Prostitution, sondern tun sich auch sehr häufig als Zuhälter mit ihr zusammen. Dann betreibt man in Kompagnie das traurigste aller Gewerbe.

Über die Bisexualität hat Herr Dr. Hirschfeld sein Urteil ganz korrigiert, wie mir scheint, mit Unrecht. In seinem kleinen vortrefflichen Büchlein „Sappho und Sokrates" sieht er sie als etwas Selbstverständliches an und stellt sie in schöner klarer Klassifikation zwischen Normal- und Homosexualität. Jetzt schreibt er: „Früher hielt ich sie (die Bisexuellen) für eine weitverbreitete Gruppe. Aber die gewissenhafte Exploration vieler verheirateter Urninge hat mich schwankend gemacht."

Vermißt habe ich ein Inhaltsverzeichnis in dem Buch, das aus einzelnen, vom Verfasser bereits in den „Jahrbüchern für sexuelle Zwischenstufen" veröffentlichten Arbeiten zusammengestellt ist. Mit letzterem Umstand hängt auch zusammen, daß sich hin und wieder Bezugnahmen auf das Jahrbuch vorfinden, die den meisten Lesern unverständlich sein müssen. Vielleicht wären auch die vielen Beläge treffend zu einer, gewiß mit Freuden begrüßten, Bibliographie für den Schluß des Buches zusammengestellt worden.

Das Alles läßt sich leicht bei einer neuen Auflage abstellen, die ich dem Buche baldigst und von Herzen wünsche.

O.

Verantwortlich für die Redaktion und Verlag:
Adolf Brand
Charlottenburg, Wilhelmsplatz 1a
Druck von G. Reichardt, Groitzsch i. S.

Die Renaissance des Eros Uranios

Die gleichgeschlechtliche Liebe als eine Frage der männlichen Freiheit

Mit naturrechtlicher, naturwissenschaftlicher, kulturhistorischer und sittenkritischer Antwort

Von

Dr. Benedict Friedlaender.

Das Werk ist nach Erscheinen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei **MAX SPOHR in LEIPZIG,** Sidonienstr. 19B
wurden neuverlegt in deutscher einzig autorisierter Uebersetzung
folgende Schriften von

OSCAR WILDE

Dorian Gray ≈ Roman ≈≈≈≈≈≈≈≈≈≈	Mk. 3,—
Das Sonettenproblem des Herrn W. H. ≈ Novelle ≈	„ 1,20
Lady Windermeres Fächer ≈ Das Drama e. guten Weibes	„ 1,50
Eine Frau ohne Bedeutung ≈≈≈≈≈≈≈≈≈	„ 1,80
Salome ≈ Drama in einem Aufzuge ≈≈≈≈≈	„ 1,—
Der glückliche Prinz und andere Erzählungen ≈≈≈	„ 1,50
Ein idealer Gatte ≈≈≈≈≈≈≈≈≈≈≈≈	„ 1,80
Ernst sein! ≈ Eine triviale Geschichte für seriöse Leute	„ 2,—

Die Schriften sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen, sowie direkt vom
Verlag von MAX SPOHR in Leipzig.

Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst
○○○○○○ **G. m. b. H.** ○○○○○○
Berlin SW. Friedrichstrasse 16

Wandschmuck-Sammlung von Meisterwerken klassischer Kunst

Kupferdruck-Kunstblätter in Groß-Imperial-Format

nach Original-Aufnahmen

herausgegeben von

Professor Dr. V. von Loga

Direktorial-Assistent am Kgl. Kupferstichkabinet in Berlin.

Volks-Ausgabe

auf weiß Kupferdruck mit China. Ladenpreis pro Blatt Mk. 10.—

Bis jetzt erschienen ca. 50 Blatt. Kataloge mit Abbildungen à Mk. 1.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
oder direkt von der Ges. z. V. kl. K.